Einiges

PHILOSOPHISCHE

in

gemeinfasslicher Form.

Von

T. L. Maiorescu.
Dr. phil.

Berlin, 1861.
Nicolaische Verlagsbuchhandlung.
(G. Parthey.)

Einiges

PHILOSOPHISCHE

in

gemeinfasslicher Form.

Von

T. L. Maiorescu.
Dr. phil.

Berlin, 1861.
Nicolaische Verlagsbuchhandlung.
(G. Parthey.)

Vorwort.

Der Titel des Buches bezeichnet seinen Standpunkt.

Was die Art der Behandlung anbelangt, so ist absichtlich darin so wenig als möglich von Dem angebracht, was man „gelehrt," „streng systematisch" u. s. w., zu nennen pflegt. Jeder Mensch ist das Produkt seiner Zeit, und wenn er auch darüber hinausgeht und für die Zukunft ein Ideal schafft, so ist dieses doch nur (falls es ein wirkliches Ideal und kein Hirngespinnst sein soll) eine neue Combination von Elementen, die in seiner Zeit existirten. Nun liegt aber die

Zeitbedeutung der Philosophie unserer Tage darin, dass sie aufgelöst ist, dass sie nämlich nicht mehr existirt und nicht mehr existiren darf als eine mit strenger Scheidung, mit systematischer Ausschliesslichkeit betriebene Wissenschaft; sie wird jetzt ins Leben eingeführt. Es ist eigenthümlich und geschichtlich nachweisbar, dass das Hinwenden zur Philosophie den Verfall einer bisherigen socialen Ordnung bezeichnet. Beim Verfall der griechischen Republik blühte erst die griechische Philosophie auf; ähnlich war es bei den Römern, soweit man hier von einer Philosophie reden kann; ebenso war es vor der Reformationszeit; so war es auch vor der grossen französischen Revolution. Wenn die Menschheit mit einem Bisherigen nicht mehr zufrieden ist, vertiefen sich ihre besseren Köpfe in das allgemeine Nachdenken und bilden daraus das Ideal der Vermittelung streitender Elemente.

Der Verfall, in mitten dessen und aus welchem die letzte Epoche der Philosophie, die deutsche Philosophie seit Kant, sich herausbildete, ist der Verfall des Glaubens. Täuschen

wir uns nicht: der Glaube in jener unbefangenen, subjectiven Gewissheit, welche doch sein Wesen ausmacht, ist aus dem allgemeinen Bewusstsein verschwunden. Es ist nur ein falscher Glaube, wenn man noch glaubt, dass man glaubt. Der Glaube bleibt ein und derselbe, die Wissenschaft schreitet vorwärts; es ist leicht abzusehen, wer die Oberhand gewinnen wird, da sich eben beide ausschliessen. „Nicht etwa ist es desshalb Aufgabe der Wissenschaft, die Gegenstände des Glaubens anzugreifen, sondern sie hat nur die Grenzen zu stecken, welche die Erkenntniss erreichen kann.“*) Aber innerhalb dieser Grenzen ist die Wissenschaft allmächtig; da kann kein Widerstand sich auf die Dauer ihr entgegensetzen. Der Glaube versuchte, auch innerhalb dieser wissenschaftlichen Grenzen sich mit seinen Wundergeschichten zu behaupten; hier musste er fallen, und die Folge war, dass aus erkannter Falschheit des Einzelnen Misstrauen gegen das Ganze erwuchs.

---

*) R. Virchow. Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medicin. Seite 3.

Da wandte man sich der Philosophie zu. Bahnbrechende Vermittelungsversuche sind von Kant, Fichte, Hegel, Schelling in dieser Beziehung gemacht worden. Schroff abgewandt der Zeitbewegung, aber von ausdauerndem Scharfsinn in seiner rein wissenschaftlichen Richtung steht Herbart da.

Aufgabe des philosophischen Schriftstellers scheint es mir nun, Das, was diese Männer errungen haben, zum Gemeinbewusstsein zu bringen, Vermittler zu werden zwischen dem theoretisch Gewonnenen und den mannigfachen praktischen Interessen, von denen unsere Gesellschaft bewegt wird.

In diesem Sinne unternehme auch ich dieses Werk. Es werden sich desshalb eine Menge Citate aus verschiedenen Gebieten darin vorfinden. Denn es handelte sich eben darum, diese in den philosophischen Text hinein zu verweben und so im Lichte der Allgemeinheit erscheinen zu lassen.

Von solcher Art des Buches glaubte ich zuerst Rechenschaft ablegen zu müssen. Zur Motivirung des Veröffentlichens kann ich nur anfüh-

ren, dass das Buch aus freien Vorträgen entstand, die ich zu Berlin in Privatkreisen hielt und dass ich Letzteren durch die Veröffentlichung ein Zeichen freundlichen Andenkens gegeben haben möchte. Ausserdem wird man es dem Ausländer nicht verdenken, dass es ihm so sehr daran liegt, in Deutschland, dem competenten Lande der Philosophie, wenigstens ein Urtheil über einige leitende Gedanken zu erfahren, bevor er in der eigenen Heimath Etwas in dieser Beziehung unternimmt.

Somit ist Alles, um was ich bitte, streng gerechte Kritik.

Paris, im Juli 1860.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

I. Was heisst Philosophie? 1
II. Nähere Erklärung 13
III. Theile der Philosophie 25
IV. Psychologisches. (Grundsätze) 49
V. Psychologisches. (Reproduction) 69
VI. Psychologisches. (Gefühl, Begehren und Wollen. Urtheil und Charakter) 103
VII. Gedrängte Uebersicht der psychologischen Hauptsätze 129
VIII. Streiflichter 135
IX. Theismus und Atheismus 149
X. Tod und Unsterblichkeit 171
XI. Gesellschaftliche Folgerungen 195
XII. Anhang. (Anmerkungen und Citate) . . . 213

Einiges Philosophische

in

gemeinfasslicher Form.

Wolle nicht Philosoph sein im Unterschied vom Menschen; sei nichts weiter als ein denkender Mensch; denke nicht als Denker, d. h. in einer aus der Totalität des wirklichen Menschenwesens herausgerissenen und für sich isolirten Facultät; denke als lebendiges, wirkliches Wesen, als welches Du den belebenden und erfrischenden Wogen des Weltmeers ausgesetzt bist.

Ludwig Feuerbach.

I.

Was heisst Philosophie?

Aller Dinge Mass ist der Mensch.

(*Πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος*).

Protagoras.

Wenn man ein Buch schreibt, weiss man erst an dessen Ende, was man an dessen Anfang setzen soll, sagte einst ein geistvoller Franzose. 1*) Indessen wird bei vorliegender Schrift die Schwierigkeit erleichtert, da sich der Anfang fast von selbst darbietet. Denn so wie man beim ersten Besuch anziehender Städte vor Allem einen höheren Punkt zu erklimmen trachtet, von dem aus man den besten Ueberblick erhält, so muss es in unserem Falle zunächst Aufgabe sein, zu jener erhabenen Spitze hinaufzusteigen, welche die klarste Auffassung und Uebersicht der im Thale der Ruhe ausgebreiteten Metropole der

---

*) Der Nachweis der Citate sammt einigen kritischen Bemerkungen befindet sich im Anhange.

Wissenschaft gewährt. Dieser erhabene Ausgangspunkt ist das bekannteste oder auch unbekannteste der Geschöpfe: der Mensch selber. Und mit ihm wollen wir denn beginnen.

Haben Sie nicht Menschen kennen gelernt, die einen reichen Schatz des Wissens besitzen, die so und so viel Sprachen kennen, dieses und jenes Land besucht haben, die in grösseren Gesellschaften über die mannigfaltigsten Gegenstände geschickt zu sprechen wissen, die man — um es kurz auszudrücken — glänzend gebildet nennen muss; deren Unterhaltung Sie aber doch nicht befriedigt, Ihnen gar einen unangenehmen, oft peinlichen Eindruck zurücklässt, weil Sie fühlen, dass ihnen Etwas abgeht, etwas Wesentliches, Etwas, ohne welches auch ihre prächtigsten Worte Sie nicht erwärmen können? Gewiss haben Sie deren getroffen; denn sie sind ein stark vertretenes Element fast aller Gesellschaften. Man ist versucht, mit dem italienischen Dichter einen solchen Menschen einem „Rosenstrauch“ zu ver-
2 gleichen, „dem die Blumen abgefallen sind und vor dessen Dornen man sich zu hüten hat.“

Wieder Andere werden Sie gefunden haben, die zwar weniger Kenntnisse besitzen mochten, deren Worte Sie aber von vornherein mit einem gewissen Vertrauen anhörten, die einen belebenden, erwärmenden Eindruck auf Sie machten, von deren Wissen Sie sogar diesen und jenen Theil sich hinwegdenken können, ohne dass diese Menschen im Geringsten darunter leiden, weil Sie herausfühlen, dass sie Etwas besitzen, was nicht abhängt vom Material, vom einzelnen Wissen, sondern unmittelbar zum Menschen spricht.

Ja aber dieses Etwas! Dieses Etwas, das den Einen abging und sie dadurch fast werthlos machte, das die Anderen hatten und dadurch sogleich als bedeutend, als erwärmend sich offenbarten — wenn wir das nur finden könnten.

„Das ist ja,“ höre ich Sie da ungeduldig ausrufen, „ganz einfach zu erklären! Der Eine hat bloss Kopf, der Andere hat Herz.“

Gestatten Sie hier vor Allem eine Bemerkung, die nicht zu früh gemacht werden kann, die Bemerkung, dass gerade Ausdrücke, wie Kopf, Herz, Gemüth, und in anderer Beziehung,

Moral, unsittlich, Atheist u. s. w. bequem zu brauchende Wörter sind, in welche man sehr mannigfaltigen Sinn hineinlesen und eben desshalb keinen rechten Sinn herauslesen kann. Ich fürchte nämlich, dass man sie in den meisten Fällen ausspricht, ohne klar zu denken, ohne zu wissen, was sie eigentlich bedeuten. Und dennoch sind gerade sie die Stichwörter so vieler Gespräche.

Was heisst denn im Grunde dieses Herz? Was hat Jemand, wenn er Herz hat?

„Er ist voll Gemüth.“

Aber was ist das Gemüth? Da haben wir nur — wie es meistens geschieht — ein Wort anstatt eines anderen. Wodurch charakterisirt sich der gemüthvolle Mensch?

„Er spricht ganz anders, er spricht viel wärmer, spricht mit Leben, er —“

Wie spricht er wärmer? wie mit Leben? Man hört ja auch sogenannte „Gemüthlose“ mit sehr viel Leben sprechen. Braucht Jener vielleicht andere Worte? Liegt darin —

„Das weniger, es ist aber, als ob er in

einem anderen Lichte die Dinge auffasste und darstellte, von einem anderen Standpunkte aus."

— Warten Sie, bleiben wir dabei stehen, denn es kann uns in der That der Sache näher bringen. Versuchen wir es einmal. Kehren wir wieder zu unseren Beispielen aus der Gesellschaft zurück.

Wenn Sie ihrem Unterschiede genauer nachforschen, werden Sie bemerken, dass der Eine nur Einzelnes in seinen Gesprächen berührt, einzelne Dinge, einzelne Personen, dass daher im letzteren Falle sein Tadel und sein Lob nicht die allgemeine Sache, nicht den Standpunkt, nicht den mehr oder weniger allgemeinen Wirkungskreis betrifft, sondern zu unmittelbar persönlicher Anzüglichkeit wird. Es sind das jene Menschen, über die man so oft klagt, dass sie z. B. nicht eine politische Ansicht haben können, ohne die Andersdenkenden nicht nur in Bezug auf die Politik, sondern in ihrer ganzen Persönlichkeit anzugreifen.

Der Zweite dagegen erfasst selten das Einzelne als solches, er ergreift es nur in seinen

Beziehungen, insofern es der Grund oder die Folge eines Anderen, insofern es der Bestandtheil eines grossen Ganzen ist; er übergeht daher in seiner Kritik das Persönliche und geht unmittelbar auf die Sache über.

Der Eine stellt sich in den Mittelpunkt der Dinge, von denen er erzählt, und bezieht Alles auf sich.

Der Andere legt den Standpunkt seiner Ansichten ausserhalb seiner; er bezieht nicht Alles auf sich, sondern er selber ist nur in seinen Beziehungen.

Der Erste lebt bloss in und für sich, und das grösste Unglück, das ihm begegnen kann, ist der Tod seines eigenen Selbst.

Der Zweite lebt in Anderen und für Andere, und das Unglück, das ihm begegnet, ist nicht jenes, welches unmittelbar ihn selbst, sondern welches diejenigen trifft, mit denen er in Beziehung steht.

Kurz: das Centralfeuer, wenn mir dieser Tropus gestattet wird, ist beim Einen er selbst, beim Anderen sind es seine Verhältnisse.

Wir sind hiemit zum Worte „Verhältniss“ angelangt. Fassen wir es scharf auf; denn es ist — um eiu vortreffliches Bild zu gebrauchen — „der rothe Faden“, der sich durch das gesammte Gebiet des Geistigen zieht; es ist jene Thatsache, welche selbst dem Materiellen, dem Sinnlichen das Geistige, das Unsinnliche einhaucht.

Gehen Sie hinaus auf's Feld nnd pflücken Sie sich einen Blumenstrauss. Dazu wollen Sie Blumen verschiedener Farben nehmen und sie demnach ordnen. Sie geben zuerst einige rothe Blumen zusammen, welche die Mitte des Strausses bilden sollen; diesen fügen Sie einige blaue bei und so mehrere Farben. Aus Versehen schleicht sich etwa eine gelbe Blume in die blaue Reihe; Sie nehmen sie sogleich heraus. Warum? An dieser Stelle sind nur blaue Blumen; aber gelb ist eben nicht blau und daher passt es nicht da hinein. Blumen sind doch gewiss etwas Materielles, etwas Sinnliches; ihr Sammeln, ihr Zusammenbringen ist auch sinnlich; aber im Augenblick, wo Sie nach Farben ordnen, wo Sie auf

den Unterschied zwischen blau und gelb aufmerksam werden, haben Sie eine Thatsache des Unsinnlichen festgestellt. Denn sehen Sie nur zu: Sie haben eine gelbe Blume vor sich; ihre Auffassung sagt nicht: ich bin nicht blau. Sie nehmen eine blaue; ihre Ansicht sagt nicht: ich bin nicht gelb. Und so in allen ähnlichen Fällen. Die sinnliche Auffassung macht Sie demnach auf den Unterschied zwischen zwei Dingen nicht aufmerksam. „Was in der Sinnenwelt erscheint, ist zerstreut, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, bleibt der unmittelbaren Wahrnehmung
4 entrückt.“ Sobald Sie also den Unterschied selbst feststellen, haben Sie eine Thatsache, die sinnlich nicht vorhanden ist; und diese unsinnliche Thatsache erhalten Sie allemal und nur, wenn Sie ein sinnliches Einzelnes in Beziehung zu einem ebensolchen Einzelnen bringen, d. h. allemal und nur, wenn Sie das Verhältniss des Einzelnen betrachten.

Nehmen Sie eine einzelne Magnetnadel. An und für sich ist sie sinnlich und als solche beharrend in dem Zustande, in welchem sie sich

eben befindet. Nehmen Sie eine zweite Nadel. An und für sich ist auch sie rein sinnlich; und in sofern ruhig. Bringen Sie aber die zwei Nadeln in Beziehung zueinander, so werden Sie auf einmal Bewegung in beiden bemerken, es fährt gleichsam ein Geist zwischen sie, der sie hierhin und dorthin treibt, und solchen Geist nennt die Physik Kraft. Dieser „Erdgeist“, diese Kraft, diese „Wirkung der Körper auf einander“ entsteht erst im Verhältniss zwischen zweien, und weil es erst *zwischen beiden* ist, ist es in keinem von ihnen an sich. So ist das Verhältniss mitten in der Sinnlichkeit die grosse, unsinnliche Thatsache, es ist die Seele des Weltalls.

Die Wissenschaft nun, welche sich mit den blossen Verhältnissen beschäftigt, ist die Philosophie.

Und jetzt darf man, um den Unterschied zwischen den anfangs erwähnten zwei Beispielen zu bezeichnen, sagen: der erwärmende, beseelende Mensch, der Mensch seiner Beziehungen, war philosophisch; der andere, der Mensch seines eigenen Ich, war es nicht.

Ist dieses richtig, dann werden Sie gewiss den Worten eines berühmten alten Griechen bei-
6 stimmen: „Praktisch wichtiger als die Philosophie mögen alle anderen Wissenschaften sein; besser aber ist keine.“

II.

Nähere Erklärung.

Nulle science particulière n'est possible qu'au sein de la science générale.

Cousin.

Am Ende des vorigen Abschnittes ist die Bestimmung gegeben worden, auf die es ankam: die Philosophie ist die Wissenschaft der blossen Verhältnisse. Dass Sie damit eine klare Vorstellung von dieser Wissenschaft noch nicht haben, ist wohl anzunehmen. Es sollen desshalb im Folgenden einige charakteristische Fälle angeführt werden, in denen die Philosophie zur Anwendung kommt, und so werden Sie mit dem Ausdruck „Wissenschaft der blossen Verhältnisse“ vertraut werden. Beginnen wir mit der Geschichte.

Wenn Sie da die einzelnen Thaten geordnet nach der Zeit ihres Geschehens kennen lernen, wenn Sie mit einzelnen Menschen, insofern jene Thaten von ihnen ausgegangen sind oder

durch sie beeinflusst werden, Sich vertraut machen, dann studiren Sie Geschichte im gewöhnlichen Sinne.

Setzen Sie dagegen die nackte objective Thatsache als bekannt voraus und betrachten nicht sowohl sie an sich, sondern sie in ihrem Verhältnisse zu den Folgen, die sie gehabt, oder zum Ursprung, aus dem sie entstanden, oder sie als massgebend für jene grosse und allgemeine Thatsache, die man Civilisation nennt. und betrachten den einzelnen historishen Menschen im selben Sinne des Verhältnisses, dann haben Sie die Philosopie der Geschichte.

Lernen Sie die Religionen der alten heidnischen Völker nach ihren einzelnen Gottheiten und den einzelnen Thaten dieser Gottheiten kennen, dann studiren Sie Mythologie im gewöhnlichen Sinne.

Wenn Sie aber diese Götterlehre nicht an sich betrachten, sondern sie betrachten in so fern sie der Ausfluss der Anschauungsweise, des Charakters eines Volkes ist, welche Anschaungsweise theils durch die Verhältnisse dieses Volkes

zu anderen, theils durch seine klimatischen Verhältnisse, u. s. w. bedingt ist, haben Sie die Philosophie der Mythologie.

Lernt man die Rechte kennen, welche jene Gesammtheit von Menschen, die man Staat nennt, uns angedeihen lässt, und die Pflichten, die in Folge dessen uns auferlegt sind, lernt man die einzelnen Verfügungen (Gesetze) kennen, durch welche Rechte und Pflichten für specielle Fälle bestimmt werden, dann studirt man die Rechte im gewöhnlichen Sinne.

Betrachtet man aber das Recht nicht sowohl in seinen einzelnen Bestimmungen für einzelne Fälle, als vielmehr in sofern es der Ausdruck der Lebensverhältnisse ist, in welche eine Ge- 2
sammtheit von Menschen zu einander getreten ist, oder in seinem Verhältnisse zu anderen Wissenschaften, die den Menschen unmittelbar betreffen, (z. B. zur Seelenlehre, zur Sittenlehre), dann hat man die Rechtsphilosophie.

Beschreibt man einzelne Thatsachen der sinnlichen Natur und sucht sie zu erklären, so hat man je nach der Besonderheit des Objects

jene besonderen Wissenschaften der Physik (im
engeren Sinne), der Chemie, Astronomie, u. s. w.,
denen man den Gemeinnamen der Naturwissen
schaften beilegt.

Fasst man aber diese besonderen Objecte
der Naturbetrachtung nicht in ihrer Einzelnheit
auf, sondern in ihrem Verhältniss zum bekann-
ten Weltall, verwebt so das Einzelne in das
3 grosse Ganze, fasst „das Gewonnene mit küh-
nem Griff zusammen und zeigt seine Harmonie“
und erweitert so den Horizont des Blickes zur
Weltanschauung, dann erhält man das grosse
philosophische Thema, welches Alexander Hum-
boldt in seinem Kosmos sich vorgesetzt und
4 meisterhaft behandelt hat.

Um es kurz zu fassen: die Philosophie er-
streckt sich überall dahin, wo nicht Dinge in
ihrer Einzelnheit betrachtet werden, sondern wo
— mit Vernachlässigung der Besonderheit der
Verhältnissglieder — ihr blosses Verhältniss un-
ter einander als solches betrachtet wird.

So ist jede Wissenschaft philosophisch. Denn
die Wissenschaft hat nicht bloss die Kenntnisse

in ihrer Einzelnheit zu betrachten, sondern sie wird erst Wissenschaft, indem sie diese Kenntnisse in Verhältniss zu einander bringt und so zu einem innig zusammenhängenden Ganzen verbindet, d. h. indem sie systematisirt. Jede Wissenschaft systematisirt, jedes System ist aber eben philosophisch; desshalb und in sofern ist die Philosophie die Wissenschaft der Wissenschaften.

Es scheint, dass eben diese Eigenschaft, das Einzelne nur als Glied eines Ganzen aufzufassen, unmittelbar zum Wesen des Geistes gehört. Jedenfalls ist es gewiss, dass jede bedeutende Erscheinung auf geistigem Gebiet, soll sie bedeutend sein, diese Art der Auffassung enthalten muss. Das wird denn auch allgemein dunkel geahnt, obgleich es nur in den wenigsten Fällen zu klarem Bewusstsein gekommen ist.

Wie Wenige wissen, worin die grosse Bedeutung des Kosmos liegt, aber wie Viele erzählen nicht von ihm als von einem so sehr berühmten Werke! Das Philosophische ist das Grosse daran, denn es giebt keine wahre Bedeutung ohne Philosophie.

Wie Viele haben nicht über Geographie ge
schrieben und Einzelnheiten dieser Wissenschaft
behandelt. Aber bahnbrechend, von weltberühm-
ter Bedeutung hat sich erst des philosophischen
Carl Ritter „grosses und geistreiches“ Werk er-
wiesen, welches die ganze Masse von Thatsachen,
die unter verschiedenen Himmelsstrichen gesam-
melt worden sind, mit Einem Blicke umfasst und
5 zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet.

Verschliessen Sie nicht solcher Auffassung Ihre Seele; schrecken Sie nicht zurück vor dem Worte Philosophie; verfallen Sie nicht in den unglücklichen Unverstand, auf Schuld der Wissenschaft zu schieben, was einige ihrer missverste henden Jünger verbrochen haben; seien Sie überzeugt, dass in dem Besten, was Sie gedacht, philosophisches Element enthalten war, enthalten sein musste.

Die Philosophie liegt ja nicht fern, mit jeder geistigen Thätigkeit ist sie aufs Innigste verknüpft.

6 „Je mehr Einer gelernt hat, dem Zusammenhange des zuvor einzeln Gelernten nachzufragen,

das Gewisse vom Ungewissen zu scheiden, je mehr er von der möglichen Verschiedenheit der Meinungen und von den Consequenzen solcher und anderer Meinungen erfahren hat, desto näher ist er der Philosophie gekommen. Diese durchdringt alle Wissenschaften, und es sind daher auch Spuren und Bruchstücke von ihr in jeder Wissenschaft zu finden, die mit rechtem Ernst getrieben wird. Folglich: je mehr verschiedene Wissenschaften Einer kennt, desto mehr Anfänge der Philosophie besitzt er. Nur sind die Anfänge und Bruchstücke nichts Ganzes. Es giebt in der Philosophie einen solchen Zusammenhang, dass einzelne Bruchstücke wenig oder nichts bedeuten. Folglich: je mehr Einer seine Wissenschaft ausschliessend als sein Fach betrachtet, je mehr er verschmäht, sich um andere Fächer zu bekümmern, desto mehr Unphilosophie liegt in seinem Thun.“

Nicht einmal z. B. zur Würdigung der grossen Dichter, die Sie doch so oft lesen, werden Sie gelangen, wenn Sie nicht gerade in ihrem philosophischen Gehalt ihre Bedeutung aufzu-

suchen wissen. Ist doch wahres Dichterthum von der Philosophie unzertrennlich, denn die Poesie ist eben der Versuch des Menschen, das Einzelne zum Ganzen abzurunden, „seine Existenz
7 harmonisch zu gestalten.“

Nirgends schöner ist dieses philosophische Moment der Poesie hervorgehoben worden, als in Göthe's Prolog zu Faust:

„Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdriesslich durch einander klingt,
Wer theilt die fliessend immer gleiche Reihe
Belebend ab, dass sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
8 Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.“

Eignen Sie sich solche abgerundete Auffassung an, dann werden Sie aus dem Alltäglichen erstehen und erstehen aus dem In-den-Tag-hineinleben, welches als das umgekehrte Philosophische durch das jedesmalige Auffassen einer blossen Einzelnheit und durch die damit nothwendig

verbundene Einseitigkeit sich charakterisirt. Es ist unabsehbar, wie gefährlich hemmend dieses Kleben am Gemeinen und das Abweisen des Allgemeinen sich bei jedem Fortschritt beweist. Denn jeder Fortschritt ist eine neue Gestaltung alten Materials, zu der sich wegen ihrer Neuheit die Alltäglichen, die Menschen des baren Dagewesenseins nicht hinaufschwingen können.

„Nicht, was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!"

Und davon ist im Wesentlichen Mephisto die Personification, dieser Geist, „der Alles verneint."

Hinauf zu neuem, frischem Leben; die Wissenschaft in die Wirklichkeit verweben, auferstehen aus den dumpfen Gemächern abstracter Contemplation! dies ist das Banner der gegenwärtigen Wissenschaft, dies ihr socialer Beruf. Solchem socialen Beruf hat vor allen anderen die Philosophie Rechnung zu tragen. Denn unter den Verhältnissen sind eben die menschlichen die höchsten, und man darf, wenn anders unter

den menschlichen Verhältnissen wieder das vorzüglichste, weil das edelste, allgemeinste, und stärkste, die Liebe ist, mit Hervorhebung dieses Einen Hauptmoments sagen: die Philosophie, in ihrer Wortbedeutung (*φιλέω σοφία*) Liebe der Wissenschaft, ist in ihrem Wesen Wissenschaft der Liebe!

III.

Theile der Philosophie.

Si les matières ne sont pas nouvelles, la disposition en est nouvelle. Quand on joue à la paume, c'est une même balle dont on joue; mais l'un la place mieux.

Pascal.

Aus den vorigen Abschnitten ergiebt sich, dass dann philosophirt wird, wenn vom Verhältniss wissenschaftlich die Rede ist.

Selbst das Verhältniss, welches zwischen sinnlichen Gegenständen besteht, ist mitten in ihrer Sinnlichkeit die grosse unsinnliche Thatsache. — Jedes Sinnliche ist vereinzelnt, und jedes Vereinzelnte ist sinnlich; nur das Verhältniss ist unsinnlich. Und da dieses den Gegenstand der Philosophie bildet, ist die Philosophie die Wissenschaft des Unsinnlichen, die rationelle Wissenschaft.

Aber ein Verhältniss giebt es nur, sofern wir dessen bewusst sind. Dieses Bewusstsein geht wieder Verhältnisse in und unter sich ein. Demnach begründet sich alle Erkenntniss:

Einerseits auf das Bewusstsein von den äusseren Dingen und ihren Beziehungen zu einander; dieses entsteht durch die Veränderungen, welche von den Sinnesorganen aus an den Centralapparaten des Gehirns erregt werden. Solche Erregungen in unserem Bewusstsein heissen Vorstellungen.

Andererseits auf das Bewusstsein der Vorstellungen und ihrer Verhältnisse zu einander, als deren Ausdruck sich Gesetze auffinden lassen, nach denen die Vorstellungen wirken, vergehen, wieder erstehen, und so den mannigfachen Wechsel der Seelenzustände bedingen und begründen.

Mit der letzteren Erkenntniss beschäftigt sich der erste und wichtigste Theil der Philosophie, die Psychologie.*) Sie ist die Wissenschaft von den Verhältnissen der Vorstellungen zu einander.

Nicht etwa ist es ihre Aufgabe, zu unter-

---

*) Eine umfassendere Besprechung psychologischer Thatsachen befindet sich im IV., V. und VI Abschnitt.

suchen, wie die Vorstellungen entstehen, warum gerade die Sinnesorgane die Vermittler zwischen Aussenwelt und Innenwelt sind, u. s. w. Sie beginnt erst, sobald mehrere Vorstellungen im Bewusstsein sind und in ein Verhältniss zu einander treten.

Es ergiebt sich nämlich, dass gewisse Vorstellungen zusammenpassen und zu einer Gesammtvorstellung sich vereinigen, während andere einander entgegengesetzt sind. Es ergiebt sich ferner, dass einige Vorstellungen, wenn sie in unserem Bewustsein sind, in einem solchen Verhältnisse zu anderen stehen, dass Sie diese ins Bewusstsein gleichsam nach sich ziehen. Sie haben gewiss selber bemerkt, dass oft ein Gedanke Sie zu einer ganzen Reihe anderer gebracht hat und Sie am Ende zu Vorstellungen gekommen sind, die von den Anfangsvorstellungen sehr verschieden waren.

Mit solchen Verhältnissen mit der Erklärung solcher Veränderungen in der Seele beschäftigt sich also der erste Theil unserer Wissenschaft.

Der zweite, die Logik hat die Begriffsverhältnisse zum Gegenstande. Hier muss vor Allem die Aufmerksamkeit auf den wichtigen Unterschied zwischen Vorstellung überhaupt und Begriff gelenkt werden.

Betrachten Sie eine Taschenuhr; angenommen, sie hänge an einer so und so beschaffenen goldenen Kette, auf ihrem Deckel seien diese und jene Edelsteine angebracht, u. s. w. Nehmen Sie eine zweite Taschenuhr; diese hängt z. B. an einer anders beschaffenen Kette, hat keine Edelsteine, u. s. f. Eine dritte Taschenuhr möge nicht an einer Kette hängen, sondern an einem Gestelle an der Wand, u s. w. Von jedem dieser Gegenstände haben Sie eine bestimmte Einzelvorstellung, zu welcher noch etwa Ihr Urtheil des Beifalls oder des Missfallens hinzutritt. Fassen Sie aber in allen drei Fällen die alleinige Vorstellung der Taschenuhr ins Auge, scheiden davon alle die zufälligen objectiven Verbindungen der Kette, der Steine, des Gestelles, die an den Einzelvorstellungen hafteten aus, trennen auch die subjectiven Beziehun-

gen, in welche das Vorgestellte zu Ihnen getreten seiu mag: so erhalten Sie die allgemeine Vorstellung, (das Wesen), den Begriff der Taschenuhr.

„Sofern das Denken an den Vorstellungen 2
nur das betrachtet, *was* in ihnen vorgestellt wird — das *Vorgestellte* — und absieht von allen subjectiven Bedingungen des *Vorstellens* — der Art und Weise, *wie* vorgestellt wird, — so wie von jedem äusseren Zusammenhange, in dem das Vorgestellte vorkommen mag, bildet es *Begriffe*. Ein Begriff, wie oft er auch gedacht und in wie mannigfaltigen Verbindungen mit anderen Begriffen er sich wiederholen mag, ist daher doch als Begriff nur *einer* und derselbe, er ist *allen* den Verbindungen, in welchen er, durch Denken wiederholt, vorkommt, *gemeinsam* und kann insofern eine *allgemeine Vorstellung* genannt werden.

Indem das Denken sich der blos subjectiven Auffassung entäussert und sich ganz in das vorgestellte Objective vertieft, stellt es die *Sache* und *Sachverhältnisse* dar, die auf andere

Weise gar nicht in das Vorstellen eingehen können. Der Begriff ist daher die *erkannte* Sache. Wenn nun auch hieraus noch nicht eine Identität des Begriffs mit der Sache, mit dem, *was diese an sich ist*, folgt, so ist doch das, was ist, so weit es erkennbar, von dem Begriffe, wenn er anders Wahrheit besitzt, auf keine Weise verschieden, und hierin liegt eine hauptsächliche Bedeutung der Begriffe für die Erkenntniss. — Eine zweite liegt in ihrer Allgemeinheit, wenn diese in dem obigen Sinn verstanden und nicht blos auf das durch Abstraction erzeugte Allgemeine bezogen wird. Denn durch sie wird das *Wesentliche* erkannt und das blos *Zufällige* abgeschieden. *Diese* Allgemeinheit entsteht allerdings auch durch eine Absonderung, aber nicht durch Abscheidung der einer Reihe ähnlich beschaffener Objecte zukommenden Unterschiede, wobei das Gemeinsame als Gattungsbegriff zurückbleibt, sondern durch Auflösung der zufälligen Verbindungen, in welchen der Begriff, wie er ist, vorkommt Himmelblau kann an Blumen, Gemälden, Kleiderstoffen, der

Ton *a* in verschiedenen Accorden vorkommen. Werden beide Vorstellungen von allen diesen Verbindungen isolirt, so erhält man die allgemeine Vorstellung oder den Begriff des Himmelblaus oder des Tones *a*, der jedoch durch
diese Isolirung keineswegs abstract wird, son- 3
dern die ganze individuelle Eigenthümlichkeit behält, welche er in jenen Verbindungen hat, die durchaus nicht Arten des Himmelblau's oder Tones *a* darstellen.“

Die Begriffe bilden nun, wie die Vorstellungen, bestimmte Verhältnisse, der Einstimmigkeit nämlich und der Entgegensetzung. Der Ausdruck dieser Verhältnisse ist allemal ein Urtheil. Mit der Natur und der Verschiedenheit
solcher Urtheile, mit der Untersuchung der nach 4
ihnen eingetheilten Begriffe, mit der Nachweisung der Art und Weise, wie ein Urtheil aus anderen bereits vorhandenen gebildet wird (Schlusslehre), beschäftigt sich die Logik.

Der dritte Theil der Philosophie ist die
Aestethik. Sie beschäftigt sich mit dem *Schö-
nen.* Gewisse Vorstellungen nämlich führen bei
ihrer Auffassung einen Zusatz in unserem Den-
ken herbei, welcher in einem Urtheile des Bei-
5 falls oder des Missfallens besteht. Nun setzt aber
alles Gefallen und Missfallen voraus, die Gegen-
stände desselben seien wahrgenommen worden.
6 „Die Vorstellung, ohne den Zusatz des Vorzie-
hens oder Vorwerfens, heisst eine theoretische;
bleibt es dabei allein, so wird der Gegenstand
als ein gleichgültiger vorgestellt. Hingegen der
Zusatz: vorzüglich oder verwerflich, giebt dem
Gegenstande ein Prädicat. Die Verbindung
zwischen Subject und Prädicat heisst nun ein
Urtheil. Diejenige Art von Urtheilen aber, welche
das Prädicat der Vorzüglichkeit oder Verwerflich-
keit unmittelbar und unwillkürlich, also ohne Be-
weis und ohne Vorliebe oder Abneigung, den
Gegenständen beilegt, heisst *aesthetisches*
Urtheil."

Dasjenige, dem im aesthetischen Urtheil das Prädicat des Gefallens unbedingt beigelegt wird,

heisst schön. Das Schöne aber ist doppelter Art: das sinnlich Schöne und das moralisch Schöne. Darnach wird auch die Aesthetik eingetheilt in die Aesthetik der Kunstwerke (gewöhnlich kurzweg Aesthetik genannt) und in die Ethik (von ἔθος, Sitte) oder Moralphilosophie.

Zur wissenschaftlichen Betrachtung der ersteren Art des Schönen, des sinnlich Schönen, gehört zweierlei: 1) die sinnliche Auffassung, 2) das aus den Verhältnissen dieses Sinnlichen (seiner Form) und ihren Beziehungen zu unserem sonstigen Denken und Schliessen (der Vernunft) sich ergebende Urtheil des Beifalls.*)

Vortrefflich sind manche aesthetische Gegenstände von Schiller behandelt worden. Hieher gehört z. B. folgende Stelle aus seinen vergleichenden Betrachtungen.

„Das Angenehme vergnügt blos die Sinne, 7
und unterscheidet sich darin von dem Guten,

---

*) Einiges Logische und Aesthetische wird in verständlicherem Zusammenhang in den späteren Abschnitten, die über Psychologie ausführlich handeln, zur Sprache kommen.

welches der blossen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und Alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet; aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so gross er auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darin dem Angenehmen gleich, dass es immer den Sinnen muss vorgehalten werden, dass es nur in der Erscheinung gefällt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subject blos, insofern dasselbe zugleich sinnlich ist; aber es gefällt dem Sinnlichen nur, insofern dasselbe zugleich vernünftig ist.“ —

Die zweite Art des Schönen, mit welcher sich — wie bereits erwähnt — der zweite Haupt-

theil der Aesthetik, die Moralphilosophie oder Ethik, beschäftigt, ist das moralisch Schöne.

Auch ein bestimmtes Wollen nämlich kann ebenso, wie das sinnlich Schöne, den Zusatz eines Urtheils des Beifalls oder des Missfallens herbeiführen. Wenn nun aus solchem aesthetischen Urtheil der Vorsatz entstanden, fernerhin keiner missfälligen Willensregung Raum zu lassen: alsdann giebt das nun mehr folgende Wollen Anlass, es mit jenem Vorsatz zu vergleichen. Indem es nun demselben mehr oder weniger angemessen gefunden wird, entsteht ein moralisches Urtheil.

Mit dem nach diesem moralischen Urtheil bestimmten Schönen beschäftigt sich also der zweite Haupttheil der Aesthetik, die Moralphilosophie.

Der letzte Theil der Philosophie ist die Metaphysik. Die Verhältnisse, mit denen sie sich beschäftigt, sind ihrem Wesen nach Verhältnisse des Widerspruchs. Es giebt näm-

lich eine Classe von Vorstellungen, aus der sinnlichen Welt geschöpft, welche, je mehr man über sie nachdenkt, desto mehr Zwiespalt, desto mehr Widerspruch mit unserem übrigen Denken erregen. Solche Widersprüche nachzuweisen und zu beseitigen sucht die Metaphysik.

So mögen Sie vielleicht gehört haben, dass der alte Grieche Zeno, die Behauptung aufgestellt, es gebe gar keine Bewegung; und wahrscheinlich haben Sie da an des Zeno gesunden Menschenverstand einige leise Bedenken gehabt. Aber in der That hatte Zeno einiges Recht, zu sagen, es gebe keine Bewegung, weil sie nämlich einen Widerspruch enthält. — Ich bewege meinen Finger von hier bis hieher. Bevor der Finger diesen ganzen Zwischenraum durchläuft, muss er gewiss erst die Hälfte dieses Zwischenraums durchlaufen haben; bevor er aber die Hälfte dieses Zwischenraumes durchläuft, muss er erst wieder die Hälfte dieser Hälfte durchlaufen haben; vor dieser neuen Hälfte hat er deren Hälfte zu durchgehen, und so ins Unendliche

fort. Bevor der Finger nur die geringste Strecke zurückgelegt, muss er die Hälfte dieser Strecke zurückgelegt haben; desshalb kommt er gar nicht dazu eine Strecke zurückzulegen, denn er wird mit ihren Halbirungen nicht fertig.

— „Warum nicht gar!“ werden Sie sagen, „die Bewegung findet ja doch Statt.“

— Aber es ist ein Widerspruch darin, welcher schlechthin mit unserem übrigen Denken nicht in Einklang gebracht werden kann und welcher Zeno zwang, die Bewegung ganz und gar zu negiren. Solcher Räthsel giebt die Sinnlichkeit dem Geiste viele auf, dabei wird aber doch Das, was der Geist begreift, als das Richtige angenommen und das Gegentheil verworfen. Die Sonne, z. B., scheint viele Male in einem noch so kleinen Zimmer Platz zu haben, und doch wird Ihnen der Astronom sagen, sie sei so und so viel tausend Mal grösser als die ganze Erde. Der geistige Machtspruch widerspricht hier geradezu der Sinnlichkeit, und doch wird jener gegen diese angenommen. — Eben so mag es mit der Bewegung sein; ebenso leug-

net Zeno, es gebe eine Bewegung, weil sie bei näherer Untersuchung unbegreiflich ist.

Das ist aber bei Weitem nicht der einzige Widerspruch der Sinnlichkeit. Versuchen wir einen neuen nachzuweisen.

Beginnen Sie, ein Hölzchen zu theilen, so haben Sie zuerst 2, dann 4, dann 8, u. s. w. Theile; endlich kommen Sie zu so kleinen Theilchen, dass Sie sie nicht mehr auseinander bringen können. Nehmen Sie aber ein ferneres Werkzeug und bedienen sich eines Augenglases, so werden sie die Theilung noch weiter fortsetzen können. Endlich werden Sie zu Theilchen kommen, welche Sie nicht mehr theilen können, aber dies geschieht nur deswegen nicht, weil Ihre Augen selbst mit dem Augenglase nicht mehr hinreichen und weil das Instrument zu roh ist. Nun ist klar, dass, wenn sich Auge und Werkzeug verfeinern, Sie noch mehr Theile herausbekommen.

Allein wie lange soll das so gehen? Ins Unendliche fort? Wie kommt dann das endliche Ganze zum Vorschein? — Ueberschreiten wir die Unendlichkeit und nehmen zu allerletzt

doch einfache, also nicht mehr zerlegbare Theile an, dann entsteht folgendes Bedenken: Wenn diese Theile einfach sind, dann dürfen sie nicht ausgedehnt sein, denn Alles, was ausgedehnt ist, kann zerschnitten werden. Nun fragt es sich: wie wird aus Theilen, die nicht ausgedehnt sind, sich dieses ausgedehnte Ganze des Holzes bilden können?

Gehen wir von den einfachen Theilen aus, so müssen wir ebenso rückwärts die Unendlichkeit überspringen; denn es fragt sich, wie viel einfache Theile wir nehmen müssen, um ein Endliches, räumlich Ausgedehntes zu bekommen?

Kommen wir zu einem neuen Widerspruch. — Nehmen Sie z. B. ein Ei in die Hand. Es liegt da, auf Ihrer Hand; es ist weiss; es hat seine bestimmte Figur und Grösse; es ist schwer; es ist hart; es hat seinen bestimmten Glanz, u. s. w. — Lassen Sie es fallen, so ist es nicht mehr in Ihrer Hand, sondern auf dem Boden; es ist nicht mehr weiss, denn das Gelbe hat sich — nehmen wir an — um dasselbe gezogen; es hat seine frühere rundliche Figur und seine Grösse

verloren; es ist für Sie nicht mehr schwer, denn es drückt Sie nicht mehr; es hat nicht mehr denselben Glanz u. s. w. Sämmtliche Eigenschaften, die Sie, so lange das Ei in Ihrer Hand lag, an ihm bemerkten, sind jetzt verändert, sind andere geworden; und doch sagt man: es ist dasselbe Ei! Das ist gewiss eine der räthselhaftesten Thatsachen; und doch: wie Wenigen von Ihnen ist es bisher eingefallen, an die Lösung dieses Räthsels, ja überhaupt an diese Thatsache als an eine räthselhafte zu denken! Ja in der That:

8 „Der Wunder höchstes ist,
Das uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.“

Aber weiter! Betrachten Sie diesen Tisch. Sie nehmen an ihm gewisse Eigenschaften wahr; er ist braun, glänzend, er ist schwer, giebt einen bestimmten Klang, ist hart u. s. w. Nun ist es sonderbar, dass alle diese Eigenschaften nur relativ sind und keineswegs zum Wesen des Tisches gehören. Braun und glänzend ist der Tisch nur, wenn Licht da ist; ohne Licht hat er diese Eigenschaft nicht. So schwer ist er nur auf der Erde; ohne einen grösseren Kör-

per, der ihn an sich zieht, hat er diese Eigenschaft nicht. Klingend ist er nur, wenn Schallwellen erregt werden; wo es keine Wellen giebt, hat er auch keinen Klang. Alle diese Eigenschaften beziehen sich zugleich auf andere Dinge, dem Wesen des Tisches selbst fremd; wir können sie uns wegdenken und müssen dies theilweise, und doch bleibt der Tisch, was er ist; denn nur Unwesentliches fassten wir von ihm auf.

Aus den beiden letzten Widersprüchen ersehen Sie, dass die sämmtlichen Eigenschaften, die Sie an Körpern auffassen, zu deren Wesen nicht gehören; dass Sie in der Veränderung ganz modificirt werden; dass Sie sie vom Gegenstande hinweg denken, ohne dass dieser aufhört, der bestimmte Gegenstand zu sein. Hinter oder unter allen diesen sinnlichen Eigenschaften liegt Etwas, was ihr Gegenstand, ihr Träger ist. Es ist die Antwort auf die Frage: W a s ist das, was braun ist? W a s ist das, welches, in Schwingungen versetzt, einen Klang giebt?

Dieses W a s, dieses Wesen der Dinge, bleibt

der sinnlichen Auffassung entrückt, muss aber als Grundlage der Sinnlichkeit festgestellt werden, und heisst da Substanz. (Nicht aber ist die Substanz mit dem Begriff zu verwechseln. Vergl. Seite 31.)

Zum Substanzbegriffe gehört auch Folgendes: Fassen Sie einen Punkt des Tisches ins Auge, einen Punkt nur. Dieser Eine Punkt als Bestandtheil des Tisches muss farbig sein, weil der ganze Tisch farbig ist, er muss hart, muss schwer, u. s. w. sein. Der Eine Punkt hat eine Menge Eigenschaften. Wie ist dies möglich? Die Frage ist ja nach der Einheit, und dennoch erhalte ich dabei die Vielheit der Eigenschaften
9 des Tisches.

So vieles mag genügen, um die Aufgaben
10 der Metaphysik zu characterisiren.

Wenn man der sinnlichen Empirie (Erfahrung) genauer nachforscht, entdeckt man in ihr Widersprüche, die einen Kampf mit unserem gesammten übrigen Denken zur Folge haben, denen man sich aber nicht entziehen kann. So muss man trachten, sie durch Ergänzung oder

Berichtigung zu beseitigen. Und dies ist das Gebiet der Metaphysik.

Der Zweck dieser wenigen Mittheilungen
daraus ist vollständig erreicht, wenn Sie dadurch
angeregt werden, über Dinge nachzudenken, an
denen Sie bisher gleichgültig vorübergegangen,
ihr vorläufig Unbegreifliches klar vor sich haben.
Dadurch werden Sie immer höher und höher in
Ihrer Bildung steigen; denn „je niedriger ein 11
Mensch in intellectueller Hinsicht steht, desto
weniger Räthselhaftes hat für ihn das Dasein
selbst: ihm scheint vielmehr sich Alles, wie es
ist, und dass es sei, von selbst zu verstehen.“
Je höher Sie aber in dieser Hinsicht stehen,
desto mehr werden Sie das Räthselhafte als ein
solches fassen, und sollte es Ihnen auch nicht
gelingen, es zu erklären, so werden Sie es wenigstens vom Begriffenen absondern. Und es
ist ein ganz bedeutendes Wissen, zu wissen,
was man nicht weiss. Seine Bedeutung liegt
darin, dass Sie erst dadurch das Gewusste klar
haben; ferner darin, dass Sie die gebührende
Achtung hegen lernen vor den Männern, die mit

der Erweiterung des Wissens sich beschäftigen, und ihrer Beschäftigung mit Antheil folgen.

Lassen Sie in dieser Achtung und in diesem Antheil sich nicht stören durch anders lautende oder abweisende Urtheile Derjenigen, welche (und bei der Metaphysik kommt dies vielleicht am grellsten zum Vorschein) Alles, was *ihnen* nicht in den Sinn will, für Unsinn erklären, sich nicht die Mühe geben, zu begreifen, was eigentlich die Metaphysik soll, nicht für oder gegen eine bestimmte Ansicht sein wollen, sondern gleichgültig und hohl das ganze Nachdenken über alles Höhere noch dazu mit einer Art von Stolz von sich weisen. Erinnern Sie sich doch, wie der florentinische Dichter von ihnen spricht, der, von Virgil geführt und belehrt, sie gleich am Anfange der Hölle antrifft.

12 „Der Klang, der durch die Lüfte bebt,
Kommt von dem Jammervolk, geweiht dem Spotte,
Das ohne Schimpf und ohne Lob gelebt,
Sie sind gemischt mit jener schlechten Rotte
Von Engeln, die für sich nur blieb im Strauss,
Nicht Meuterer und treu nicht ihrem Gotte.
Die Himmel trieben sie als Misszier aus,
Und da durch sie der Sünder Stolz erstünde

Nimmt sie nicht ein der tiefen Hölle Graus — —
Doch still von ihnen — schau und geh vorüber."

Es ist ja nicht zu verwundern, es ist ganz natürlich, dass sich die Alltagswelt so höhnisch revoltirt gegen neue Wahrheiten; der Hohn ist nur der Deckmantel ihres Neides.

Jede Wahrheit, die uns neu begegnet, ist ein klarer Spiegel, der nicht nur selber glänzt, sondern auch Licht reflectirt auf seine Umgebung und sie wiederspiegelt. Von jedem Glänzenden angezogen, treten die Alltäglichen heran, sehen von weitem in den Spiegel hinein, und gerade mitten im Glanze erblicken sie ein unheimliches Bild, finster und nebelhaft in den Hintergrund gedrängt. Mit Schreck und Abscheu wenden sie sich vom Spiegel ab, legen ihm alle Schuld bei, hassen ihn und seinen Glanz; und doch waren sie nur erschrocken vor dem Spiegelbild der eigenen Hohlheit!

IV.

Psychologisches.

Der Leser soll wissen, dass in Ja und Nein alle Dinge bestehen. Das Nein ist ein Gegenwurf des Ja, auf dass die Wahrheit offenbar und Etwas sei, darinnen ein Contrarium sei. Denn Eins hat nichts in sich, das es wollen kann, es dupplire sich denn, dass es zwei sei; so kann sich's auch selbst in der Einheit nicht empfinden; aber in der Zweiheit empfindet es sich.

Jacob Böhm.

„Der Mensch,“ sagt mit Recht Pestalozzi, „muss
zu innerer Ruhe gebildet werden,“ und da ge-
bildete Seelenruhe gebildete Seelenkenntniss vor-
aussetzt, wird die Psychologie die Hauptstütze
der Erziehung und dadurch die vorzüglichste
humane Wissenschaft.

Als Bestandtheil der Philosophie hat
sie sich mit blossen Verhältnissen zu beschäf-
tigen, und zwar mit den Verhältnissen der
Vorstellungen zu einander. Das Resultat
und der wissenschaftliche Ausdruck eines Ver-
hältnisses ist aber allemal ein entsprechendes
Gesetz. So hat die Psychologie die Ge- 1
setze anzugeben, nach welchen die Vor-
stellungen auf einander wirken, durch-
einander verdrängt werden, widerstehen

und dadurch jenen wunderbaren und scheinbar wirr und gesetzlos sich abwickelnden Wechsel der so mannigfaltigen Seelenzustände als ein Ganzes uns vorzuführen, das in die Gesetzesschranken der Nothwendigkeit bestimmt und begreiflich gefasst ist.

Es ist von massgebender Bedeutung, dass man zunächst klar darüber werde, was die Psychologie für eine Aufgabe hat, in wie fern sie die unermessliche Menge der Seelenzustände in wissenschaftlicher Ordnung darstellen kann. Ein ganz entsprechender Fall in der Musik kommt uns in dieser Beziehung sehr zu Statten. Aus den 7 ganzen und 5 halben Tönen der Octave können unzählige Melodien entstehen, indem die 12 Töne in immer neuer Folge angeschlagen werden; aber stets ist diese Folge in sich nach den unabänderlich feststehenden Gesetzen der Harmonie regelmässig verbunden. In ganz der selben Weise herrscht in der höchsten Mannigfaltigkeit der Vorstellungen allmächtig ehern eine leitende Regel, „es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist,“ der Geist des Verhältnisses und

(als dessen Resultat) des Gesetzes. Und diesen suchen wir in der Psychologie kennen zu lernen.

Wir gehen hiebei von der Thatsache aus, dass mehrere Vorstellungen gleichzeitig in das Bewusstsein und dadurch zu einander in Beziehung getreten sind. *) Da stellt sich denn auch

*) Wie diese Vorstellungen in's Bewusstsein treten, warum und wie gerade das Nervensystem den Sprung aus der Aussenwelt in die Innenwelt vermittelt, wie das unbewusste Seelenleben thatig ist, und alle ähnlichen anthropologischen Fragen gehören nicht in jene Auffassung der Psychologie, wie sie für uns im Folgenden massgebend war. Ebenso wird eine Untersuchung über Temperamente, über Anlage, über Idiosynkrasie, über die Geschlechtsdifferenz und die durch die Altersstufen, durch Schlaf und Wachen bedingten Unterschiede ausgeschlossen bleiben. Mag das Temperament, mag die Anlage und das Alter sein, welches es will: die Vorstellungen selber werden in ihren Verhältnissen zu einander durch dieselben Gesetze in allen Fallen gelenkt. „Es 2
sind viele Gaben, aber es ist Ein Geist.“ Unsere psychologischen Bemerkungen werden sich also auf die Pneumatologie beschränken. Dagegen können wir nicht unterlassen, Diejenigen, die sich über diese Thatsachen des Specielleren belehren wollen, einerseits auf C. G. Carus' „Physis“ und „Psyche“, andererseits auf die geistvolle Auseinandersetzung in Rosenkranz' Psychologie (S. 37 —76) zu verweisen.

an ihnen jene Ur-Erscheinung dar, die wir im gesammten Kosmos, insofern Bewegung und Leben in ihm ist, als Grundform bemerken: „der Dualismus.“ Aus ursprünglicher Einheit muss ein Eines und ein Anderes hervorgehen, falls Leben,
3 falls Bewusstsein („Bewusstsein ist Entzweiung“) stattfinden soll. Positive und negative Grösse, Nord- und Südmagnetismus, positive und negative Elektrictät, Leben und Tod und so in ungemessner Menge fort — das sind die Pole eines ungeheuren Dualismus, zwischen denen alle Bewegung rastlos pulsirt.

Auf unser psychologisches Gebiet zurückkehrend finden wir, dass die zu einander in
4 Verhältniss getretenen Vorstellungen *entweder* sich ungeschwächt zu einer Gesammtvorstellung sogleich verbinden, *oder* aber gegen einander Widerstand ausüben und, selbst wenn sie sich verschmelzen, dies doch nur nach gegenseitiger verhältnissmässiger Schwächung vor sich geht. Die ersteren heissen *einstimmig*, die anderen *entgegengesetzt*.

Einstimmigkeit und Entgegensetzung also

ist die Urscheidung aller Vorstellungen, der Dualismus der Psychologie.

Beispiele dazu lassen sich finden, wenn man sich vorstellt, dass etwa ein Musikinstrument gleichzeitig gesehen und gehört wird. Der Laut, den es von sich giebt, und das Aussehen, welches an ihm wahrzunehmen ist, sind an und für sich durchaus verschiedene Dinge. Trotzdem sind ihre Vorstellungen einstimmig, d. h. wenn sie gleichzeitig in's Bewusstsein treten, verbinden sie sich ungeschwächt zur Gesammtvorstellung dieses Musikinstrumentes. —

Oder man stelle sich vor, eine Landschaft, von der man mittelst einer früher gesehenen Abbildung eine Vorstellung hat, werde nun in Wirklichkeit gesehen. Falls die Abbildung gut gemacht war, wird Bild und Wirklichkeit zu einer Gesammtvorstellung ungeschwächt verschmelzen. War dagegen die Abbildung in irgend einem Punkt falsch, dann wird nur das Entsprechende zur Gesammtvorstellung sich verbinden, während das Entgegengesetzte in Bild und Wirklichkeit Widerstand gegen einander

ausübt. Dadurch wird die Gesammtvorstellung beider geschwächt, d. h. während sie im ersten Fall in allen Punkten einstimmig war, wird im zweiten Fall einiges aus den Vorstellungen als nicht einstimmig in der Gesammtvorstellung verloren gehen und diese dadurch weniger enthalten oder schwächer werden.

Die einstimmigen Vorstellungen also charakterisiren sich dadurch, dass sie ungeschwächt zu einer Gesammtvorstellung sich verbinden; das Kennzeichen der entgegengesetzten ist, dass sie Widerstand gegeneinander ausüben. Hiebei sucht jede gegen die andere sich selbst zu erhalten, und da Widerstand Kraftäusserung ist, werden so die Vorstellungen zu Kräften. In solchem Widerstande nun können sie sogleich zu einer Gesammtvorstellung sich nicht verbinden, sondern sie verschmelzen zu Einer Vorstellung erst, nachdem sie sich gegenseitig nach Verhältniss ihrer Kraft geschwächt. Sogar können zwei von ihnen gegen eine dritte in solchem Widerstande sich behaupten, dass sie diese aus dem Bewusstsein verdrängen (verdunkeln).

Hierin haben wir die Fundamentalsätze der Psychologie erhalten. Aus ihnen lassen sich die Gesetze des gesammten bewussten Seelenlebens ableiten. Fassen wir sie desshalb noch einmal kurz zusammen:

Die Vorstellungen sind entweder einstimmig, diese verbinden sich ungeschwächt zu einer Gesammtvorstellung, oder entgegengesetzt, diese widerstehen einander und werden dadurch zu Kräften, wobei zwei von ihnen eine dritte ganz verdunkeln können.

Wem diese einfachen Sätze sich einmal erschlossen, dem, aber dem allein, wird es nicht schwer werden, zur Einsicht selbst des psychisch Mannigfaltigsten zu gelangen. „Nur wem es gelingt, 5
in einer grossen Mannigfaltigkeit der Phänomene glücklich das Urphänomen gewahr zu werden, ist geborgen.“ Desshalb möge es gestattet sein, mit diesen Grundsätzen — und namentlich mit jenem Schwierigsten aus ihnen, der die Entstehung der Seelenkraft aus dem Widerstand der Vorstellungen ableitet, durch ihre Nachwei-

sung in verschiedenen Gebicten die Lesenden vertrauter zu machen. *)

Was die Urscheidung der Vorstellungen anbelangt, so muss man dieselbe schlechthin als eine Thatsache annehmen. Man denke dabei zur Erleichterung an die Anziehung des positiv Elektrischen durch das Negative und dessen Abstossung durch das Positive, an die Wahlverwandschaften der Chemie, u. s. w.
— lauter Fälle, in denen eine ursprüngliche
6 Zweiheit, Einstimmigkeit und Gegensatz sich
offenbart.

Dass zwei Gegensätze im Stande sind, einen dritten aus dem Bewusstsein zu verdrängen, kann man sich im Grossen klar machen beim ersten Anhören einer Reihe von Melodien, z. B. einer Oper. Nachdem die erste Melodie ins Bewusstsein getreten, hört man eine andere,

*) Um durch solche abspringende Betrachtungen bald aus dieser bald aus jener Wissenschaft die Klarheit des Entwickelungsganges der psychologischen Sätze nicht zu beeinträchtigen, befindet sich im VII. Abschnitt eine gedrängte Uebersicht des blos Psychologischen.

dadurch wird die zuerst angehörte ziemlich verdunkelt, gleichsam in den Hintergrund gedrängt, während auch die zweite ihrerseits zu leiden hat durch die nachklingenden Accorde der ersten: sie schwächen sich eben gegenseitig. Nimmt man aber nun noch eine dritte auf, so behauptet diese sich mit der grössten Kraft im Bewusstsein, wobei zwar von der zweiten Melodie noch Reste mithineinsummen werden, die erste aber in den meisten Fällen ganz aus dem Bewusstsein verdrängt ist.

Gehen wir nun über zur Erläuterung der Kraftentstehung aus dem Widerstande. Jedes Entstehen, jedes Werden hüllt sich in den dunklen Schleier des Geheimnisses. Das Entstandene nur, nur das Gewordene steht klar vor uns da. Für uns ist das Mögliche gewonnen, wenn wir den Grund und die Bedingung eines solchen Werdens bestimmt haben. Denken Sie zu besserem Verständniss an ein Phänomen der Wärmeerzeugung. Angenommen, es würden zwei trockene Hölzer gegen einander gerieben. Bei der Reibung entsteht plötzlich die Wärme.

Die Wärme, ebenso wie z. B. der Schall, ist nicht etwa ein besonderer Stoff, wie man hie und da annahm, sondern sie ist eine Bethätigung solcher Reibung. Je länger Sie reiben, desto grösser wird die Wärme; je stärker Sie schlagen, desto grösser der Schall, ohne dass die Objecte wären vergrössert oder sonst verändert worden. So haben Sie sich die Kraftentstehung in der Seele zu denken. Entgegengesetzte Vorstellungen stossen gleichsam zusammen; sie üben Widerstand gegen einander aus; in diesem Widerstand entwickelt sich nun die Kraft, gleich der Wärme: beide nichts objectiv Bestimmtes, beide Ausdrücke eines Verhältnisses, beide zunehmend je länger ihre Objecte gegen einander bestehen. Erinnern Sie Sich an den Kindertrotz. Das Kind hat irgend eine Vorstellung, eine vorgebrachte Meinung in seinem Bewusstsein; leicht lässt es sich davon abbringen durch entsprechende sanfte, d. i. also einstimmige Vorstellungsweise; man versuche aber, ihm schroff zu opponiren, bringe also einen scharfen Gegensatz in sein Bewusstsein, und es kann nun seine

selbe Meinung plötzlich mit bedeutendem Widerstand sich behaupten und so zu einer oft schwer zu beugenden Kräftigung gelangen. Man möchte dabei an die alte Sage vom Ei gemahnen, das immer grösser wurde, je mehr man es trat.

Hieher gehört auch das Sprüchwort: „Wo die Noth am grössten, ist die Hülfe am nächsten," d. h. je mehr die Gegensätze wachsen, desto mehr wächst auch ihr besiegender Widerstand und schafft so in entsprechenden Umständen Abhülfe gegen die Noth.

Auf dem Satz, dass, sowie der Widerstand die Aeusserung einer Kraft ist, man auch wirklich die Kraft nur an der Grösse des Widerstandes misst, beruht auf dem Gebiet der Aesthetik die Untersuchung jenes wichtigsten Elementes des Dramatischen, welches man das Pathos nennt.

Das Drama ist die Nachahmung einer Handlung. Aber diese Handlung darf nicht etwa eine äussere sein, welche für den Helden anregend wird, sondern sie muss aus dessen Charakter naturgemäss ausfliessen, mit Nothwendig-

keit sich ergeben. Darin unterscheidet sich das Drama vom Roman.*) Nun fragt es sich: wie kann der Charakter, welcher demnach massgebend einwirkt auf die Umstände, in dieser seiner umgestaltenden Kraft zur Darstellung kommen? Charakter ist Inbegriff allgemeiner Grundsätze des Handelns. Diese Vernunfturtheile sind in ihrer Allgemeinheit stets sich gleichbleibend. Die Individualisirung eines Charakters wird nur constituirt durch die Art und Weise, wie die allgemeinen Grundsätze in einem gegebenen Fall als kräftig und leitend sich offenbaren. Da wird denn ein Widerstand entgegengestellt, welcher einen Kampf, ein Leiden im Helden herbeiführt,

---

*) Roman und Drama sind sich also gerade entgegengesetzt. Der Held des Romans wird durch die Umstände bestimmt, ist vorwaltend passiv; der dramatische Hauptcharakter bestimmt selbst die Umstände, ist vorwaltent activ. Man vergleiche „Wilhelm Meister" und „Wallenstein." Die Manie der bequemen modernen Autoren, Romane um jeden Preis zu dramatisiren, muss desshalb eine grundfalsche Richtung genannt werden, mag sie in den Augen des Theaterpublikums noch so sehr durch Bühnengewandtheit, wie bei der Birch-Pfeiffer, gestützt werden.

durch dessen Unterdrückung sich die Unabhängigkeit und Stärke seiner allgemeinen Urtheile, des „freien Princips“ in ihm, bethätigt, denn am Widerstand nur wird die Kraft gemessen. Pathos muss also da sein, damit der Charakter sich offenbare.

Mit meisterhafter Klarheit ist dieser Ge-
danke von Schiller entwickelt worden. „Dar- 7
stellung des Leidens“, sagt er unter Anderem, „als blossen Leidens ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äusserst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen.“ Aber eben „nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äussert, macht das freie Princip in uns kenntlich. — Das Sinnenwesen muss tief und heftig leiden; Pathos muss da sein, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun und sich handelnd darstellen könne. — Der tragische Held muss sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimirt haben, ehe wir an seine Seelenstärke glauben. Pathos ist also die erste und unerlässlichste Forderung an

den tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben, als es ohne Nachtheil für seinen letzten Zweck ohne Unterdrückung der moralischen Freiheit geschehen kann."

Darstellung des widerstehenden Leidens also als Folie zur Darstellung der entscheidenden Kraft des Charakters ist der gesunde Mittelweg der dramatischen Kunst. Die zwei hier möglichen Extreme bezeichnen die zwei Irrwege, in die man verfallen kann und verfallen ist.

Das eine Extrem ist: Darstellung des blossen Charakters mit wenig Pathos. Eine solche Darstellung artet aus in frostiges Declamiren,*) das uns nie erwärmt, weil Wärme eben nur aus Bewegung und Kampf hervorgeht. Der Held „legi-

---

*) Sonderbarer Weise findet man die Ansicht verbreitet, dass gerade dieses Declamiren das Pathetische sei. Allerdings muss mitten im Kampfe des Pathos die Sprache eine sehr erregte sein; deswegen ist man jedoch nicht berechtigt, jedes erregte Declamiren pathetisch zu nennen In diesem Falle hat das Declamiren vom Pathos nur die Art der äusseren Hülle entlehnt, es ist ein hohles Pathos; ein hohles Pathos ist aber eben gar keines.

timirt“ sich nicht als ein wie wir fühlendes und leidendes Wesen, er spricht nur kalt von seiner Ruhe; die Kälte aber der Gefühllosigkeit lässt kalt. Als Muster kann hiezu „Horace“ von Corneille dienen, ein in seiner Art mit classischer Consequenz durchgeführtes Werk. Man bemerke namentlich daraus die charakteristische Stelle, wo der Horatier dem Curiatier erwidert:

„Wenn Du auch Römer nicht bist, sei eines 8
Römers doch würdig; und wenn Du mir gleichst, so möge Schein dem Wesen besser entsprechen. Die vollkommene Tugend, deren ich mich gerühme, vertilgt in ihrer Stärke jede Spur des Schwankens. — — Gegen wen es auch sei, dass mein Vaterland mich sendet: ich empfange diesen Ruf mit jener blinden Freude, die — geweckt durch solchen Ruhm — alle anderen Gefühle in uns zum Schweigen bringen muss. — Und um endlich überflüssigem Gerede ein Ziel zu setzen: Alba hat Dich gewählt, ich kenne Dich nicht mehr.“ 9

Das andere Extrem ist: Darstellung des Pathos mit geringer, nicht besiegender Gegen-

wirkung des Charakters. Solche Darstellung artet in eine lange Rühr- und Leidensgeschichte aus, als deren peinlichstes Muster wohl Gerstenberg's „Ugolino Gerrhardesca“ gelten kann, worin, wie Schiller's Biograph Hoffmeister sich ausdrückt, „mit der Phantasie eines Henkers“ der Hungertod des Grafen Ugolino und seiner Kinder dramatisirt ist. Hieher gehören auch die Rührstücke von Kotzebue und Consorten, die wenigstens gerade einen peinlichen Eindruck nicht hervorbringen.

Vielleicht liesse sich von diesem Gedanken aus eine entsprechende Analogie auf das Gebiet der Musik hinüberziehen. Man kann in der That auch hier die zwei Elemente entdecken, die dem überlegten Charakter und dem sinnlichen Leiden entsprechen, und also auch den Mittelweg und die zwei Extreme, in welche die Musikkunst verfallen. Der Charakterüberlegung, dem gebildeten Verstandesprincip, entspricht die Harmonie, während die Melodie das Sinnliche, das Pathetische, repräsentirt.

Das eine Extrem wäre demnach: Harmonie mit principiell geringer Melodie (Richard Wagner

und seine Schule). Dieser Irrweg entspricht dem französischen Drama der classischen Periode.

Das andere Extrem wäre: Melodie mit geringer Harmonie (Neuere italienische Musik, Rossini ausgenommen). Diesem Irrweg entsprechen auf dramatischem Boden die sentimentalen Rühr- und Leidenstücke.

Zwischen ihnen wandelt, ewig schön und ewig jung, die „aurea mediocritas", den goldenen Mittelweg die Musik der classischen und mit Recht classisch genannten deutschen Meister, und als Vertreterin dieser glücklichen Verschmelzung der beiden Extreme mag Mozart's unerreichte Ouverture zu „Don Juan" gelten.

V.

Psychologisches.

(Fortsetzung.)

Denn es ist mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schiessen,
Die Fäden ungesehen fliessen,
Und Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Göthe.

Vertrauter geworden mit den Grundsätzen der Psychologie, wollen wir nun versuchen, aus ihnen zuvörderst das Phänomen der Erinnerungen zu erklären, welchen man sonst unrichtiger Weise ein besonderes „Vermögen“ der Seele, das Gedächtniss, zu Grunde zu legen pflegt.

Vernichtet wird keine Vorstellung. Sie wird nur durch andere zeitweise verdrängt, verdunkelt. Daraus folgt, dass sie wieder hervortritt, wenn das Verdunkelnde beseitigt ist. Es ist nun allerdings möglich, dass sie gar nicht mehr ins Bewusstsein zurückkehrt; aber dies zeigt dann blos an, dass stets neue Gegensätze sich gegen sie behaupteten. Sie trat zurück, wurde „vergessen“ in Folge des Widerstandes anderer Vorstellungen; weicht dieser und entsteht kein neuer Gegensatz, dann kehrt sie alsbald wieder

ins Bewusstsein, man „erinnert sich“ ihrer oder, mit dem wissenschaftlichen Ausdruck, man *reproducirt* sie.

Die Möglichkeit, dass irgend einmal gehabte Vorstellungen reproducirt werden, ist also stets vorhanden. Sie wird zur Wirklichkeit, wenn kein hinreichender Widerstand sich mehr darbietet.

Auf diesem unmittelbaren Vortreten gehabter Vorstellungen nach Entfernung der Gegensätze beruht die reiche Fülle der plötzlich und unvermittelt auftauchenden Erinnerungen, der sogenannten „freisteigenden“ Gedanken. Ein dazu sehr passendes Beispiel, werden Manche sich entsinnen, vor nicht langer Zeit in den Zeitungen gelesen zu haben. Es wurde da der Untergang eines Schiffes berichtet (wenn ich nicht irre, war es die „Austria“); unter den Reisenden befand sich auch ein Mann, der auf einem Brett schwimmend gerettet wurde und welcher erzählte, es seien mitten in seiner grössten Erschöpfung, wo er bereits jeden Lebensgedanken aufgegeben, plötzlich einige Worte in sein Bewusstsein gekommen, die seine Mutter einmal in frühester

Kindheit ihm gesagt und die er bis dahin ganz vergessen hatte. Freilich wurde dies — wie es in allen solchen Fällen zu geschehen pflegt — so gedeutet, als wäre ihm der Geist seiner Mutter erschienen und hätte ihn angeredet; in Wahrheit aber ist es nur das Beispiel einer unmittelbaren Reproduction und ein schlagender Beweis dafür, dass Vorstellungen nie vernichtet werden, sondern wieder erstehen müssen, sobald alles Hemmende beseitigt ist.

Das ist die eine Art des Reproducirens von Vorstellungen. Es giebt nun noch eine zweite. Und zwar:

Vorstellungen, die mit mehreren anderen zugleich im Bewusstsein waren und zu einer Gesammtvorstellung sich verbunden, hängen unter einander mit einer gewissen Kraft der Verbindung zusammen, die man füglich Anziehungskraft nennen könnte (vergl. die physikalischen Thatsachen der Cohäsion und Adhäsion.) So wird es möglich, dass sobald der verdunkelnde Widerderstand gegen eine von ihnen gewichen ist und diese also wieder ins Bewusstsein tritt, sie

die anderen nach sich gleichsam zu ziehen trachtet und, falls nicht gegen jene anderen verdunkelnder Widerstand vorhanden ist, auch wirklich zieht; sie wird dadurch eine Hülfe für deren Reproduction. Diese Art der Erinnerungen ist also eine mittelbare; zuerst kommt eine Hülfe ins Bewusstsein, welche nun den Eintritt gewisser Vorstellungen vermittelt.

Für solche mittelbare Reproduction giebt es der Beispiele in Menge. Man denke an ein Wandgemälde von Kaulbach und dieses wird die ganze Treppenhalle des zugehörigen Museums ins Bewusstsein bringen; oder an einen Schauspieler und in Folge davon wird man sich an das Stück erinnern, worin man ihn gesehen etc.

Auf diesen zwei Verhältnissen, der widerstehenden und der helfenden Vorstellungen, beruht das gesammte Gebiet der Erinnerung und ihrer Abart, der Einbildung, des Gedächtnisses also und der Phantasie.

Wollen wir das Resultat dieser letzten Un-

tersuchung kurz zusammenfassen, so erhalten wir zwei Gesetze:

Gesetz der unmittelbaren Reproduction: Vorstellungen werden reproducirt, sobald ihr verdunkelnder Widerstand beseitigt ist.

Gesetz der mittelbaren Reproduction: Reproducirte Vorstellungen werden Hülfen zur Reproduction anderer, mit denen sie verbunden waren.

Das zweite dieser so einfachen Gesetze, die wir uns aus den zuerst angeführten Grundsätzen der Psychologie leicht erklären konnten, da sie in der That nichts anderes sind, als Specificirungen, als besondere Bethätigungen jener Grundsätze, vertritt die vier „Associationsgesetze", in welche man früher das Gebiet des „Gedächtnisses" spalten zu müssen glaubte und noch heute dort spaltet, wo man nicht eingesehen, dass die vier Gesetze blos besondere Fälle Einer höheren Regel sind, die für die mittelbare Reproduction als leitend sich ergab. Als solche besondere Fälle wollen wir sie denn auch zur

Erläuterung unserer Reproductionsgesetze mittheilen.

Das erste Associationsgesetz lautete: Aehnliche Vorstellungen reproduciren einander. — Man nennt ähnlich jene zusammengesetzten Vorstellungen, die theilweise gleiche Bestandtheile haben. So sind z. B. die Vorstellungen Zahn und Perle ähnlich, da ihnen Theilvorstellungen wie: weiss, glänzend, gemeinsam sind.

Repräsentirt man die einzelnen Bestandtheile durch Buchstaben, so kann man den Fall der Aehnlichkeit auf die allgemeine Form bringen:

$$a\,\mathbf{b}\,c,\quad d\,\mathbf{b}\,f$$

d. h.: die zusammengesetzten Vorstellungen *abc* und *dbf* haben die Theilvorstellung *b* gemeinsam, während *a*, *c* und *d*, *f* jeder von ihnen im Besonderen eigen ist.

Dass nun *abc* im Stande ist, *dbf* zu reprociren, ergiebt sich leicht aus unserem zweiten Reproductionsgesetz: Die Vorstellung *b* aus *abc* war auch mit *df* zur Gesammtvorstellung *dbf* verbunden; tritt sie (*b*) also in der Verbindung *abc*

ins Bewusstsein, so wird sie eine Hülfe für *dbf* und reproducirt auch diese.

Dadurch wird unter Anderem die Begriffsbildung in der Seele ermöglicht. Mehrere Vorstellungen, die einen und denselben Gegenstand haben, hängen dadurch als durch ein Hauptmerkmal der Art zusammen, dass bei der Reproducirung des letzteren allein auch sie mit allen ihren Besonderheiten gleichzeitig und sämmtlich ins Bewusstsein gezogen werden. Dabei verdunkeln sich dann ihre Verschiedenheiten und es bleibt nur das ihnen Gemeinsame desto kräftiger und klarer als Begriff zurück. (Vergleiche Seite 30.)

Dadurch wird es ferner auch möglich, dass man in der figürlichen Redeweise ein Bild statt des zu bezeichnenden Gegenstandes braucht und dabei doch verstanden wird. Bild und Gegenstand nämlich müssen da gemeinsame Theile haben, hängen demnach durch das Reproductionsband der Aehnlichkeit zusammen. Wenn man von „Rosen des Antlitzes" spricht, so versteht Jedermann darunter die Wangen, da diese hiebei

wegen Gleichheit eines Bestandtheils (der Farbe) reproducirt werden. Solche bildliche Ausdrücke, die in einem anderen als dem wörtlichen Sinne verstanden werden müssen, heissen bekanntlich Tropen. Sie beruhen sämmtlich auf dem Gesetz der Reproduction, und zwar heisst der Tropus in unserem Falle, im Fall der Aehnlichkeit, Metapher.*)

Als zweites „Associationsgesetz" hatte man den Satz: Contrastirende Vorstellungen reproduciren einander.

Auch dieser Fall beruht einfach auf der mittelbaren Reproduction; er ist ausserdem nur eine Abart des vorigen. Alle contrastirenden

---

*) Hier mag auch erwähnt werden, dass die Leichtigkeit, an verschiedenen Gegenständen Aehnlichkeiten aufzufinden, Witz genannt wird. Der Witz ist natürlich zugleich eine Metapher, wenn er ein Bild enthält; daher denn glückliche Metaphern und ausgezeichneter Witz verbunden zu sein pflegen, wie z. B. bei Shakespeare und Heine.

Der umgekehrte Witz, nämlich: die Leichtigkeit an ähnlichen Gegenständen Unterschiede aufzufinden, heisst Scharfsinn.

Vorstellungen sind nämlich auch ähnliche. Ihre Besonderheit besteht darin, dass in den contrastirenden die Theile *ac* und *df* (nach der obigen Formel) nicht bloss nicht gemeinsam, sondern scharf entgegengesetzt sind. Mittelst Buchstaben liesse sich dies etwa ausdrücken durch

$$abc,\ AbC,$$

wobei *b* gemeinsam, *A* und *a*, *C* und *c* einander scharf entgegengesetzt sind.

Man bemerke wohl den Unterschied zwischen den beiden Fällen. In der ersten Formel *abc*, *dbf* sind zwar *ac* und *df* verschieden, können aber einstimmig sein. Eine Tischplatte z. B. und der zugehörige Tischfuss sind ähnlich, sofern sie gleiches Holz und gleiche Farbe (*b*) haben; jedes aber für sich hat die ihm allein eigenthümliche Form und Richtung, eines rund (*a*), das andere eckig (*d*), eines horizontal (*c*), das andere vertical (*f*), u. s. w. Trotzdem sind sie einstimmig; es können alle diese Bestandtheile ungeschwächt zur Gesammtvorstellung jenes Tisches sich verbinden.

Im zweiten Falle, in der Formel *abc*, *AbC*, ist *b* gemeinsam, *ac* und *AC* sind aber nicht nur verschieden, wobei sie ja noch immer einstimmig sein könnten, sondern sie müssen auch scharf entgegengesetzt sein. Betrachten wir z. B. Wärme und Kälte in Bezug auf das Thermometer. Beide Vorstellungen sind ähnlich, da sie beide einen Grad der Temperatur enthalten oder ausdrücken (*b*); allein die Wärme bewirkt die Verdünnung der Quecksilbersäule (*a*), die Kälte bewirkt gerade das Entgegengesetzte, deren Verdichtung (*A*); die Wärme treibt also die Säule über den Nullpunkt (*c*), die Kälte unter den Nullpunkt (*C*). Demnach sind solche Vorstellungen zwar ähnlich, aber contrastirend.

Das Verhältniss der contrastirenden Vorstellungen muss nun nach zwei Seiten hin betrachtet werden. Nach ihrer Aehnlichkeit und nach ihrem Gegensatz.

Insofern sie ähnlich sind, also theilweise gleiche Vorstellungen haben, können sie einander Hülfen werden, sich gegenseitig reproduciren.

Insofern sie aber entgegengesetzt sind, ent-

steht ein eigenthümlicher Kampf in der Seele, welcher die Ursache ist der auffallend scharfen und nachdrücklichen Wirkung der Contraste (namentlich der persönlichen, wie Ironie, Spott, u. s. w.) Nämlich:

Wenn die Vorstellung *AbC* ins Bewusstsein kommt, wird ihr Bestandtheil *b* Hülfe für die contrastirende Vorstellung *abc* und zieht auch diese ins Bewusstsein. Allein wegen des scharfen Gegensatzes zwischen *AC* und *ac* übt die neu hinzugekommene *abc* Widerstand gegen *AbC* aus und drängt sie gleichsam in den Hintergrund. Nun wirkt der gemeinsame Bestandtheil *b* aus *abc* in derselben Weise auf *AbC* wie früher im umgekehrten Fall: er bringt *AbC* wieder ins Hauptlicht des Bewusstseins. Jetzt aber drängt *AbC* die frühere *abc* wieder zurück, diese tritt durch *b* wieder hervor — — und so entsteht ein fortwährendes Fluctuiren zwischen Hervortreten und Verdrängtwerden, welches erst aufhört, wenn andere Gegensätze ins Bewusstsein kommen, die stark genug sind, die früheren kämpfenden und dadurch den Kampf selbst zu verdunkeln.

Tritt dies nicht ein, so kann in besonders schroffen Fällen durch den fortwährenden Kampf selbst Zerrüttung der Seele herbeigeführt werden, oder wenigstens man greift zu heftigen Mitteln, um eine Abhülfe gegen die unerträgliche Schwankung sich zu verschaffen, was der Grund vieler Duelle sein mag.

Auf dieser Reproduction der contrastirenden Vorstellungen beruht der Tropus der Ironie, welche zum Sarkasmus wird, wenn sie nicht bildlich ist. Hieher gehört die bekannte Stelle aus der Messiade:

„Unter mir (Satan) soll mein allmächtiger Fuss das Meer und die Erde,
Mir zu bahnen gehbaren Weg, gewaltsam verwüsten.
— — — Allein des ruhigen schweigenden Mittlers
Stille verborgne Gewalt kam — — —
Satan im Zorne zuvor. Er floh und vergass im Entfliehen,
Unter allmächtigem Fuss zu verwüsten das Meer und die Erde.“

Das Wort „vergessen“ reproducirt hier gerade das contrastirende „sich erinnern“ (beide drücken nämlich ein Verdunkeln aus; vergessen bezeich-

net aber das Verdunkeln der Vorstellung, sich erinnern dagegen das Verdunkeln ihrer Gegensätze), und eben dadurch wird Satans Ohnmacht gegenüber der Allmacht des göttlichen Mittlers sarkastisch ausgedrückt. Auf dieser Reproduction beruht endlich auch die Wahrheit des Goethe'schen Satzes: „jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn.“ 2

Das dritte „Associationsgesetz“ war: *Vorstellungen, die gleichzeitig im Bewusstsein waren, reproduciren einander.* — Dies ist eben das eigentliche Gesetz, wonach alle anderen sich von selbst ergeben*) und welches wir als Gesetz der mittelbaren Reproduction erkannt haben. Im Besonderen beruht aber hierauf dasjenige Erinnerungsmittel, welches man *Zeichen* nennt. Das Zeichen ist bestimmt, eine gewisse Vorstellung zu reproduciren. Es kann dies, wenn es mit dieser Vorstellung gleichzeitig im Bewusstsein war. Beim Lesen eines Buches

*) Es geschieht desshalb in allen Psychologien, welche die vier Gesetze als leitende Regeln des Gedächtnisses aufnehmen, ein grosser Verstoss gegen die Logik, da man nämlich nebenordnet, was beziehungsweise über und untergeordnet ist.

erhält man z. B. an einer gewissen Stelle ausser der Vorstellung des Gelesenen noch eine andere, ergänzende oder berichtigende. Um sich nun an diese wieder zu erinnern, macht man sich ein „Zeichen"; wird nämlich dieses beim Durchblättern wieder angesehen, tritt es also wieder ins Bewusstsein, so ist es im Stande, die Nebenvorstellung, auf die es ankommt, zu reproduciren, da es durch die frühere Gleichzeitigkeit eine „Hülfe" für sie wurde.

So macht man sich häufig Knoten in Taschentücher, um sich an Etwas zu erinnern, woran man gleichzeitig mit dem Knotenbilden dachte. Nur darf man dies allerdings nicht zu oft wiederholen. Ist nämlich ein und dasselbe Zeichen, hier also der Knoten, oft und mit sehr mannigfaltigen Vorstellungen coëxistent, so kann es zugleich mit der Einen gewünschten Vorstellung noch mehrere von den früheren auf einmal reproduciren; dabei finden sich denn in den meisten Fällen auch Gegensätze vor, die sich nun insgesammt verdunkeln, so dass bloss die Vorstellung des nutzlosen Knotens rein im Bewusstsein bleibt, wäh-

rend sich die anderen confundiren. (Aehnlich ist der Vorgang bei der Begriffsbildung, Seite 77.)

Dem besonderen Fall des dritten „Associationsgesetzes“ entspricht der Tropus der Metonymie, welcher eben auf der Vertauschung des Zeichens und des bezeichneten Gegenstandes oder überhaupt coëxistirender Vorstellungen beruht. „Unter die Fahne treten“ anstatt „zur Armee gehen,“ „für immer kalt sein“ anstatt „todt sein“ mögen als Beispiele dienen für diesen Tropus.

Auf dieser Reproduction beruht ferner die Möglichkeit der Sprache. Gleichzeitig treten entsprechende Gesichts- und Gehörsvorstellungen in's Bewusstsein. Eines reproducirt dann das andere. So verbindet man mit dem Wort das zugehörige Bild und den zugehörigen Sinn.

Wichtig ist endlich auch die Betrachtung der so bedeutenden Leichtigkeit, welche die Reproduction sowohl durch geschickt gewählte Zeichen, als überhaupt durch Coëxistenz gewinnt. Aus letzterem Umstande erklärt sich das sogenannte Localgedächtniss in Büchern mit seinem grossen Einfluss beim Memo-

riren. Auf erstere stützen sich die Versuche, Hülfsmittel der Erinnerung mehr oder weniger systematisch zu lehren und so eine Mnemonik zu bilden. — Was sich zu dergleichen Versuchen vom competenten Standpunkt der Psychologie sagen lässt, ist einfach das Gesetz der mittelbaren Reproduction. Alles darüber hinausgehende ist unwissenschaftlich und beruht in den meisten Fällen auf thatsächlicher Unkenntniss der entsprechenden Seelenverhältnisse. Dass für den Verfasser eines mnemonischen Lehrbuchs die eigenen Zeichen sehr gute Erfolge haben mögen, ist sehr wahrscheinlich und leicht erklärlich; aber falsch ist es, daraus auch auf Andere zu schliessen. Denn es wird jedem Nachdenkenden sogleich einleuchten, dass die Coëxistenz der Vorstellungen und also ihre Möglichkeit, sich gegenseitig Hülfen zu werden, nothwendig subjectiv ist, dass Etwas für einen Menschen ein Zeichen zur Reproducirung einer gewissen Vorstellung sein kann, ohne für einen anderen im Mindesten dieselbe Bedeutung zu haben, dass desshalb all Dies nie durch ein System, allge-

mein objectivirt werden wird. Der eigentliche Gedanke, der hier zu Grunde liegt, ist aber ein viel bedeutenderer; der Gedanke nämlich, dass man nichts Abgerissenes und Nichts abgerissen in sich aufnehmen soll, sondern durch das Band eines bewussten Zusammenhanges, durch Sammlung des Vereinzelten und dessen Verbindung zu einem Ganzen, durch Das also, was wir den ersten Abschnitten dieses Buches gemäss philosophischen Sinn nennen müssen, das gesammte Gebiet des Memorirens regeln soll.

Als viertes und letztes „Associationsgesetz" galt der Satz: Vorstellungen reproduciren sich in derselben Ordnung, in welcher sie ins Bewusstsein getreten waren.

Wie dieser Fall sich aus unserem Reproductionsgesetz ergiebt, lässt sich folgendermassen darthun.*)

*) Diese Entwickelung ist zugleich ein freilich schwaches Beispiel einer Anwendung der Mathematik auf den Nachweis und die Bestimmung psychologischer Gesetze. Herbart's meisterhafter Vorgang hat zur Genüge bewiesen, dass eine solche Anwendung nicht nur möglich, sondern in den wichtigsten Fällen wegen ihrer grossen Klarheit nothwendig ist.

Angenommen, mehrere Vorstellungen

a, *b*, *c*, *d*, *e*, u. s. w.

treten nach einander in der eben bezeichneten alphabetischen Reihe ins Bewusstsein ein.

Die *a* findet bei ihrem Eintreten mehrere andere Vorstellungen an, die sie erst verdrängen muss, falls sie die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen soll. Durch dieses Verdrängen ist aber *a* in ihrer Kraft etwas geschwächt worden. Um dies numerisch auszudrücken, wollen wir die gewöhnliche ungeschwächte Kraft der Vorstellungen *a*, *b*, *c*, *d* etc. mit der Zahl 8 bezeichnen, wobei dann *a* im vorhin erwähnten geschwächten Zustande etwa die Kraft 6 hätte.*)

*) Es kommt sehr darauf an, die Anwendung und Bedeutung einer solchen Zahl richtig zu verstehen. Sie haben z. B. zwei Vorstellungen in ihrem Bewusstsein, wovon die eine stärker ist, als die andere, die Sie also weniger leicht vergessen. Wird nun die Kraft der schwächeren Vorstellung zum Maassstab für die stärkere angenommen und mit der Zahl 1 belegt, so erhält die Kraft der stärkeren Vorstellung etwa die Zahl 2 oder 3 womit bloss gesagt werden soll, dass die letztere 2 oder 3 mal gösser ist als die erstere. In unserem Fall heisst es: a, b, c etc. sind 8 mal kräftiger als eine andere Vorstellung, deren Stärke wir zur Einheit gewählt haben; a wurde aber beim Eintritt durch die Verdrängung anderer Vorstellungen bis zur Kraft 6 geschwächt.

$$\begin{array}{l}[a^8,\ b^8,\ c^8,\ d^8\ \ldots\ldots] \\ a^6\end{array}$$

Zur a mit der Kraft 6 tritt nun eine andere Vorstellung, b, mit der Kraft 8.

$$\frac{[a^8,\ b^8,\ c^8,\ d^8\ \ldots\ldots]}{a^6 \prec\!\!\!+\!\!\oplus\ b^8}$$

Indem b vortritt (oder, wie man gewöhnlich sagt, indem b die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt), wird einerseits die Kraft der a noch mehr geschwächt, etwa bis 4, während auch b ihrerseits durch den noch vorhandenen Widerstand der a auch an Kraft einbüsst und etwa bis zu 6 sinkt.

$$\frac{[a^8,\ b^8,\ c^8,\ d^8\ \ldots\ldots]}{\begin{array}{ll}a^6 \prec\!\!\!+\!\!\oplus & b^8 \\ a^4 & b^6\end{array}}$$

(Man sehe das Beispiel auf Seite 58 und 59 nach.) So gegenseitig geschwächt, verschmelzen sie zur Gesammtvorstellung ab, deren Gesammtkraft nun gleich ist 10. In der Formel stellt sich dies so dar:

$$\frac{[a^8,\ b^8,\ c^8,\ d^8\ \ldots\ldots]}{\begin{array}{l}a^6 \prec\!\!\!+\!\!\oplus\ b^8 \\ ab^{10} - a^4 __\ b^6\end{array}}$$

a hängt also mit *b* zusammen mit der Verbindungskraft 10.

Nun tritt eine dritte Vorstellung, *c*, mit derselben ursprünglichen Kraft 8 ins Bewusstsein.

$$\frac{[a^{8},\ b^{8},\ c^{8},\ d^{8}\ \ldots.]}{a^{6} \lhd\!\!-\!\!\oplus\, b^{8}}$$

$$ab^{10} = a^{4} \;\text{---}\; b^{6} \lhd\!\!-\!\!\oplus\, c^{8}$$

Durch den so gedoppelten Gegensatz wird die Widerstehungskraft der *a*, wenn nicht ganz beseitigt, jedenfalls noch tiefer sinken, etwa bis 1; *b* wird auch geschwächt, etwa bis 4; während *c*, von der ursprünglichen Kraft 8 verlierend, sich doch mit der grössten Kraft, 6, im Bewusstsein behauptet.

$$\frac{[a^{8},\ b^{8},\ c^{8},\ d^{8}\ \ldots.]}{a^{6} \lhd\!\!-\!\!\oplus\, b^{8}}$$

$$ab^{10} = a^{4} \;\text{---}\; b^{6} \lhd\!\!-\!\!\oplus\, c^{8}$$

$$bc^{10},\ ac^{7} = \underbrace{a^{1} \qquad b^{4} \;\text{---}\; c^{6}}$$

Das heisst: *a*, deren Verbindung mit *b* die Stärke 10 hat, hängt mit *c* blos mit der Kraft 7 zusammen, während der Gesammtvorstellung *bc* die Kraft 10 zukommt.

Tritt zu dieser Vorstellung endlich noch *d*

mit ihrer ursprünglichen Kraft hinzu, so wird *a* dadurch ganz verdunkelt, *b*, *c* und *d* dagegen verlieren verhältnissmässig an Kraft.

$$\begin{array}{rl} & \underline{\quad [a^8,\ b^8,\ c^8,\ d^8 \ldots .] \quad} \\ & a^6 \triangleleft\!+\!\otimes\, b^8 \\ ab^{10} = & a^4 \;__\; b^6 \triangleleft\!+\!\otimes\, c^8 \\ bc^{10},\ ac^7 = & \underbrace{a^1 \quad b^4 __ c^6} \triangleleft\!+\!\otimes\, d^8 \\ cd^{10},\ bd^7 = & (a) \quad \underbrace{b^1 \quad}\underbrace{c^4 __ d^6} \end{array}$$

Das heisst: *a* ist aus dem Bewusstsein ganz verdrängt, *b* ist zum Widerstande 1 gesunken und steht mit *d* in Verbindung mit der Kraft 7, während *c* und *d* mit der Verbindungskraft 10 zusammenhängen.

Und in diesem Sinne weiter. So geht die erste Aufnahme einer Reihe mehrerer gleich starker Vorstellungen vor sich. Was geschieht nun, wenn die erste von ihnen, *a*, wieder ins Bewusstsein tritt? Dann wird sie, lautet das Gesetz, die anderen in derselben Reihe reproduciren. Dies ergiebt sich aus dem oben dargestellten Vorgang auf folgende Weise:

a und *b* hängen mit der Verbindungskraft

10 zusammen, während die Gesammtvorstellung *ac* blos die Kraft 7 besitzt. So kommt es, dass nun *a* bei ihrer Reproducirung nicht zuerst etwa die *c* oder eine noch später folgende Vorstellung hervorruft, sondern zunächst die *b*, mit der sie am innigsten zusammenhängt; *b* in Verbindung mit *a* reproducirt nun um so kräftiger die *c*, (wesshalb die Reproduction sicherer und schneller statt findet, wenn man erst in die Reihe hineinkommt), *c* in Verbindung mit *b* (*a* wird inzwischen verdunkelt) die *d*, u. s. w.

In dieser Weise geschieht die weitere Reproducirung einer Vorstellungsreihe, etwa des Alphabetes, wenn zuerst ihr Anfangsglied wieder ins Bewusstsein kommt, freilich mit unmerklicher Geschwindigkeit und ohne ein Besinnen von unserer Seite in Anspruch zu nehmen, bloss durch die Nothwendigkeit des vorhin besprochenen psychologischen Gesetzes. Das ist es denn auch, was man desshalb im gewöhnlichen Leben „gedankenloses Auswendiglernen“ nennt.

Was geschieht nun aber, wenn ein Mittelglied zuerst reproducirt worden ist, etwa die *d*?

— Aus der früher entwickelten Formel ist zu ersehen, dass *d* einerseits die nach ihr folgenden Vorstellungen, also zunächst die *e*, wie ein Anfangsglied ins Bewusstsein ziehen wird, gleichzeitig aber, obgleich schwächer, auch die vorhergehende *c* und, noch schwächer, die *b*, so dass demnach nicht eine Vorstellung nach der anderen sich abwickelt, sondern mehrere entgegengesetzte zugleich ins Bewusstsein treten; dabei kann keine für sich allein sich behaupten, sondern bei ihrem allseitigen und gleichzeitigen Widerstand gegen einander führen sie eine Verwirrung im Bewusstsein herbei. Es ist bekannt, dass Schüler, welche bloss mechanisch memorirt haben, die Lection gewöhnlich nur können, wenn man mit einem Anfangsglied die Frage beginnt, während eine abgerissene Mittel- oder Nebenfrage sie confus macht.

Wird dagegen das Endglied einer Reihe zuerst reproducirt, so ist es nicht im Stande, die Reihe vor sich zu reproduciren. Denn angenommen, *d* sei in irgend einem Falle ein Endglied, so sieht man, dass sie mit der Kraft 6

coexistent war mit der vorhergehenden *c*, die da nur die Kraft 4 hatte, dass demnach *d* es sein wird, welche mit der grössten Kraft sich fortwährend im Bewusstsein erhält, ohne die ganze Reihe nach rückwärts zu reproduciren.

Hiemit ist das vierte Associations-Gesetz erläutert. Man bedenke nun aber wohl, dass das Wesen dieser Reproduction nicht in der Reihe als solcher, sondern in der Innigkeit des Zusammenhanges der Vorstellungen besteht, dass diese Innigkeit bei gleich kräftigen Vorstellungen einer Reihe, die ins Bewusstsein tritt, zwischen der ersten und zweiten grösser ist, als zwischen der ersten und dritten, und dass desshalb (aber nur desshalb und insofern dieses sich so verhält) die erste auch zunächst die zweite reproducirt, die erste und zweite dann die dritte, und in derselben Reihe fort.

Sind dagegen die Vorstellungen nicht gleich kräftig, so wird diese Ungleichheit, stets aber nach demselben Gesetz des innigen Zusammenhanges, von störendem Einfluss sein auf die Reproduction einer frühereren Reihe. Wenn

nämlich in unserem Falle etwa a und c die Kraft 8 haben, b dagegen nur die Hälfte davon, also 4, so wird c von der a eher reproducirt werden als b. Denn die Formel gestaltet sich dann so:

$$\frac{[a^8,\ b^4,\ c^8,\ d^8\ .\ .\ .\ .]}{a^6 \rightarrow b^4}$$

$$ab^6 = a^4 \;__\; b^2 \leftarrow c^8$$

$$ac^8 = a^2 \underbrace{\quad (b) \quad} c^6$$

Man sieht daraus, dass a und c mit der Verbindungskraft 8, a und b dagegen bloss mit der Kraft 6 zusammenhängen. Desshalb wird beim bloss psychologischen Memoriren in solchen Fällen b zwischen a und c vergessen werden. So ist es zu erklären, dass z. B. beim Hersagen der römischen Kaiserreiche die minderbedeutenden Kaiser meist übergangen werden, und dergl.

Von der Reproduction in einer und derselben Reihe giebt es endlich noch eine Ausnahme, die sich ebenfalls leicht aus dem Gesetz selbst erklären lässt. Ist nämlich eine von den Reihevorstellungen zugleich Glied einer anderen Reihe, dann werden, falls die Glieder der letzteren in

der Seele des betreffenden reproducirenden Menschen kräftiger wirken, als die Glieder der ersteren, die noch folgenden Vorstellungen der früheren Reihe nicht mehr reproducirt, sondern es wird auf die andere Reihe eingegangen. Wenn ferner eine spätere Vorstellung aus dieser zweiten Reihe wieder zugleich Glied einer dritten kräftigeren ist, dann wird jene verlassen und diese weiter reproducirt, und so fort.

Die Formel dazu wäre

$$(A^{10}, B^{10},)$$

$$a^{8},\ b^{4},\ c^{8},\ (d^{8},\ e^{8}\ \ldots)$$

Sprung

$$D^{10}, E^{10},$$

Sprung

$$(\alpha^{20},\ \beta^{20},)\ F^{10}\ \gamma^{20},\ \delta^{20}\ \ldots\ldots$$

$$(G^{10}, H^{10} \ldots)$$

Wenn z. B. unter mehreren Regenten (a, b, c, d), die in ihrer Reihenfolge reproducirt werden, Einer zugleich ein namhafter Philosoph ist, so kann durch seine Vermittelung ein Absprung von der ersten Reihe auf jene der Philosophen (A, B, C ....) geschehen, unter denen wieder Einer zugleich Glied einer Reihe bedeutender Schriftsteller (α, β, γ ....) sein mag, wobei denn ein Sprung auf dieses neue Gebiet gemacht wird, u. s. w.

Solche Abweichungen nun von der ursprünglichen Reproduction, wie wir sie hier anführten, begründen Dasjenige, was man fälschlich als eine besondere Kraft der Seele, die „Einbildungskraft", aufzufassen pflegt und ihr, wenn sie in höherem Grade sich geltend macht, den Namen Phantasie beilegt.

„Einbildung" ist dem Vorigen gemäss nichts Anderes als eine ungenaue Reproduction. Die Ungenauigkeit kann nun dreifach sein: entweder ist die Ordnung bei der Reproduction der Vorstellungen eine andere, als bei ihrer ersten Aufnahme; oder es werden weniger Vorstellun-

gen reproducirt als aufgenommen wurden („abstrahirende Phantasie“); oder endlich es werden deren noch mehr hinzugefügt („producirende Phantasie“).

Materiell Neues schafft also die Phantasie niemals; sie bringt nur den vorhandenen Stoff der Erinnerungen in neuer Gestaltung wieder zum Vorschein. Ein literarischer Künstler, der in einer Biographie das Gesammtbild seines Helden zur Darstellung bringen soll, muss aus der reichen Fülle des vorhandenen Materials bloss das Bedeutende geschickt zu einem Ganzen zu verweben wissen, indem er abstrahirt von aller störenden Einzelnheit. Insofern ist er in einer Art, und ich glaube in der schwierigsten, phantasiereich, nämlich durch Abstraction. (Grosse Meisterschaft hat darin z. B. Varnhagen von Ense erreicht. Demselben Umstand ist wohl auch die grosse Beliebtheit zuzuschreiben, der sich Lewes' Goethe-Biographie mit Recht vor allen anderen Biographien Goethe's zu erfreuen hat.)

Soll dagegen ein Maler eine historische Scene auf ihrem bekannten Orte darstellen, so

wird er, nachdem er sich diesen angesehen und zum Bewusstsein gebracht, aus dem Bilderschatz seiner Erinnerung die entsprechenden Figuren zum reproducirten Orte hinzufügen müssen. Insofern bedarf er der „producirenden Phantasie.“ (Der grösste Phantast ist der Traum, der natürlich eben so wenig eine materiell neue Vorstellung schaffen kann, wohl aber die vorhandenen in neuer Verbindungsform mitunter höchst ungenau reproducirt und dadurch all das Bizarre hervorbringt, das ihn charakterisirt.)

So sehr es also wahr ist, dass das grösste Unglück, welches einem Künstler begegnen könnte, ein getreues, also genau reproducirendes Gedächtniss wäre, eben so sehr wird anerkannt werden, dass eine Fülle von Kenntnissen, durch angestrengten Fleiss erworben, der unregelmässigen Reproduction (der „Phantasie“) zu Gebote muss gestellt werden, falls eine anziehende neue Gestaltung hervorgebracht werden soll. Daher denn blosse Einbildungskraft nur Zeichen eines schwachen Gedächtnisses und desshalb meist auch eines schwachen Kopfes ist; daher auch die

glücklichste Phantasie durch mannigfaltiges Studium unterstützt werden muss, da sie mit Nothwendigkeit verkommt bei dem unbändigen und nachlässigen Gebahren, dem sogenannte phantasiereiche Menschen in eitler Selbstüberhebung sich hinzugeben pflegen.

Damit haben wir die Regeln zu Ende betrachtet, nach welchen sich alle jene Seelenzustände richten, die man gewöhnlich als zum „Gedächtniss“ und zur „Phantasie“ gehörig auffasst. Solchen Regeln gemäss wickelt sich eine Vorstellung nach der anderen ab, schmiegt sich bald einer an, bald widersteht sie ihr, bald zieht sie eine andere nach sich ins Bewusstsein, wird dann selbst wieder verdrängt, ersteht wieder,
3 und so ins Mannigfaltigste weiter „springt das leichte Gedankengeschwader mit, wie des Blutes Welle aus dem Herzen hüpfet“ und webt der Seele lebendiges Kleid, scheinbar immer dasselbe, in Wahrheit aber stets ein anderes und stets ein anderes, bethätigend des Dichters schöne Worte:

„Was ist das Herz auch nur so reich gestimmt,
An Tönen und an Weisen fast so voll,
Wie Instrumente, wo man immer glaubt,
Der Künstler hätte seinen letzten Schatz,
Die Fülle seiner Melodien ausgegeben,
Und immer, immer wieder bringt der Finger
Ein ungeahntes, neugefügtes Tonstück
Tief aus dem unerschöpften Born hervor!"

VI.

Psychologisches.

(Schluss.)

Ce qui fait qu'on goûte médiocrement les philosophes, c'est qu'ils ne nous parlent pas assez des choses que nous savons.

Vauvenargues.

In den beiden letzten Abschnitten ist die Frage, deren Lösung die Psychologie anstrebt, theilweise beantwortet worden; die Frage nämlich: wann und wie die Vorstellungen auf einander wirken. Wir haben gesehen, dass die erste Offenbarung der Einwirkung der Vorstellungen auf einander einerseits ihr Verdrängtwerden, andererseits ihr Wiederstehen ist, und haben jene Gesetze betrachtet, welche diese beiden Vorgänge regeln. Die „Phantasien“ wurden da als ungenaue Reproductionen erkannt, während das genaue Reproduciren, durch Coëxistenz der Vorstellungen im Bewusstsein und durch die folgliche Innigkeit ihres Zusammenhangs ermöglicht, das Gebiet des „Gedächtnisses“ bildet.

Solch Reproduciren geht mit psychologischer

Nothwendigkeit, ohne unmittelbares Zuthun des Menschen vor sich, gleich dem mechanischen Ablaufen der einmal aufgezogenen Uhr; wesshalb denn auch das zugehörige Gedächtniss ein „mechanisches“ genannt wird. Dabei hat der Memorirende bloss dafür zu sorgen, dass die Vorstellungen in dem gegebenen Zusammenhange in ein Bewusstsein so oft treten, bis sie sich von selbst reproduciren. Weit entfernt also, dass er auf den Sinn der Vorstellungen einzugehen brauchte, sieht er es nur darauf ab, dass einige Vorstellungen coëxistent werden und dadurch auf einsichtslos nothwendige Weise in Verbindung treten, um sich dann mechanisch zu reproduciren.

In dieser Art kann man völlig unverständliche Sätze aus völlig unbekannten Sprachen bloss mittelst häufigen Wiederholens der Silben auswendig lernen. Durch solche Gewohnheit kommen aber Viele dahin, auch das sonst Verständliche in derselben Weise sich einzuprägen; und hier liegt die grosse Gefahr des blossen Memorirens, obgleich dieses nur zu oft von Schullehrern geduldet, ja sogar bevorzugt wird.

Wie wir aber sahen, dass dem dritten „Associationsgesetz“, der Reproduction durch Zeichen, und den darauf gegründeten mnemotechnischen Versuchen ein tieferer Gedanke zu Grunde lag, der — einmal erfasst — alle die einzelnen mnemonischen Regeln als seine meist bloss subjectiven Anwendungen darstellt: ebenso ist auch hier derselbe Grundgedanke hervorzuheben, der mit Einem Male Einsicht verschaffend in das sonst blinde Walten des psychologischen Gesetzes — dessen Vortheile dem willkührlichen Gebrauche der Ueberlegung anheimstellt.

Der tiefere Gedanke aber ist dieser: zum wahren, zum geistigen Lernen gehört nicht nur, dass man der Vorstellungen im Zusammenhange bewusst werde und sie so reproduciren könne, sondern auch, dass man bewusst werde des Zusammenhangs der Vorstellungen untereinander. Während das erstere Memoriren nach unerkanntem Gesetz mit blinder Nothwendigkeit vor sich geht, hat man im zweiten Falle das Gesetz selbst erkannt und, indem man sich mit so erlangter Einsicht seiner Nothwendigkeit unterordnet, wird

man erst wahrhaft geistig, weil man dann erst wahrhaft frei wird.

Was vor sich geht, geht mit Nothwendigkeit so vor sich, wie es vor sich geht; sonst ginge es nicht so vor sich. Unsere Aufgabe ist nun, hiebei die Nothwendigkeit zu erkennen. Nur erkannter Nothwendigkeit im Geiste sich unterordnen, Alles also nach eingesehenem Gesetz vollbringen, heisst die *Freiheit* erringen. Desshalb und in diesem Sinne sagt man, die *Frei-*
1 *heit sei eine Form der Nothwendigkeit*

Nur das Freie hat moralischen Werth, d. h. also: Einsicht nur begründet die wahre Moral, oder mit dem Sokratischen Grundsatz: Tugend ist Wissen. — Wir haben in allem Obigen gesehen, dass die Seelenvorgänge nicht dem Zufall und nicht der Willkühr des Einzelnen anheim gegeben sind, sondern mit Nothwendigkeit geleitet werden von unabänderlichen Gesetzen. Wer diese aber nicht erkennt, wer blind von ihnen regiert wird, und von ihnen regiert muss er werden, wie kann der zurechnungsfähig sein? — Moralisches Verdienst oder Unverdienst beginnt erst mit dem Wissen der Gesetze und schwingt

sich darnach zur Tugend empor oder sinkt zur Untugend nieder. Ja, „die Tugend ist kein leerer Schall", der Mensch kann und soll sie im Leben erringen; „mag er auch straucheln überall", wenn er nur die Fackel des Wissens sich nicht entgehen lässt: das wahre Wissen bringt ihn zu ihr. Aber protestiren muss man im Namen aller Einsicht gegen des Dichters unbedachtes Wort:

> „Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth." 2

Das einfältig Geübte ist einfältige Nothwendigkeit und als solche moralisch verdienstlos, nicht tauglich, nicht tugendhaft.

Moral ist Freiheit. Wo also Moral anfangen soll, muss das blinde Müssen dem klaren Wesen gewichen sein.

Diese nothwendigen Bemerkungen über moralischen Werth oder Unwerth, von Seelen-Vorgängen mögen für die erste theilweise Beantwortung der Frage nach den Einwirkungen der Vorstellungen aufeinander, für jene erste Bethätigung der anfangs angeführten psychologischen Grundsätze, welche „Gedächtniss" und „Einbildungskraft" umfasst, genügend sein.

Sie werden uns auch zu Statten kommen bei ihrer zweiten Bethätigung, nämlich bei jener Einwirkung der Vorstellungen aufeinander, die wir Gefühl zu nennen gewohnt sind.

Der hier zu erörternde Seelenzustand ist uns bereits früher einmal zum Vorschein gekommen, bei der Entwickelung des zweiten Associations-Gesetzes und der Wirkung contrastirender Vorstellungen. Der Vorgang dabei ist folgender:

Zu einer Vorstellung, die in einem gegebenen Augenblicke das Bewusstsein beherrscht und die wir Grundvorstellungen nennen wollen, tritt eine Gegenvorstellung hinzu. Wenn nun diese beiden eine Theilvorstellung gemeinschaftlich haben, also durch eine Hülfe miteinander im Zusammenhange stehen, so wird vorläufig keine von ihnen die andere ganz verdrängen können, sondern es entsteht durch ihren Widerstand und ihr abwechselndes Vor- und Zurücktreten, ein Kampf in der Seele, (S. Seite 81), der angeschürt und rege erhalten durch die gemeinschaftliche Hülfe, endlich selbst als eigene Vorstellung

zum Bewusstsein kommt. Das Bewusstsein nun des Kampfes der Vorstellungen gegen einander heisst Gefühl.

Man fasse wohl die Bedeutung dieser Definition. Ein Widerstand der Vorstellungen gegen einander entsteht stets in der Seele, denn darauf beruht das zeitweise Verschwinden einer Vorstellung nach der andern. Aber obgleich wir da der widerstreitenden Vorstellungen bewusst werden, werden wir doch nicht bewusst des Widerstreits der Vorstellungen. Erst wenn dieser zu einem solchen Kampfe geworden ist, dass auch er seinerseits zum Bewusstsein kommt, ist und heisst er Gefühl. Zur Erläuterung mag der ganz entsprechende Vorgang in unserem leiblichen Leben dienen, welcher „Empfindung“ genannt wird, und mit dem Gefühl, als einem rein geistigen Vorgang, nicht zu verwechseln ist, obgleich er damit sehr häufig verwechselt wird.

Wenn durch Schwingung der Luftwellen auch unser Trommelfell erschüttert ist, so werden wir einer entsprechenden Vorstellung bewusst, wir „hören“ einen Laut. Wenn nun aber diese

Erschütterung des Trommelfells so häufig und so bedeutend geschieht, dass auch sie ihrerseits als besondere Vorstellung ins Bewusstsein tritt, so wird uns der zu starke Schall „empfindlich“, d. h. wir erhalten neben der Gehörvorstellung noch die Empfindung der Trommelfellerschütterung.

Klar wird diese Auffassung besonders bei der Betrachtung jenes Gefühls der Unlust, das man „üble Laune“ nennt. Wider gewisse Vorstellungen haben sich im Laufe eines Tages mehrere unvermittelte Gegensätze erhoben, man hat „Widerwärtigkeiten“ erlebt. Jede von ihnen allein war zu schwach, um einen solchen Kampf in der Seele zu erregen, dass er als besondere Vorstellung ins Bewusstsein träte, d. h. zum Gefühl würde. Aber bei der Menge von kleinen Gegensätzen, die alle den Widerstreit mit einander gemein haben, geschieht es, dass jeder besondere Gegensatz wegen der Menge anderer in seiner Besonderheit nicht hervortreten kann, wogegen die gemeinsame Thatsache des unvermittelten Widerstreits, durch die häufige Wiederholung immer kräftiger gemacht, endlich als beson-

derer Seelenzustand allein im Bewusstsein bleibt und da „üble Laune“ genannt wird. Die Laune ist natürlich nicht „blind“, wie man sie zu nennen pflegt; sie hat stets ihren Grund; aber dieser ist kein einzelner, sondern ein gerade wegen der Menge der Einzelheiten und ihrer Verschiedenheit im Bewusstsein verdunkelter.

Es ergiebt sich aus Dem, was bisher gesagt wurde, von selbst, dass das Gefühl nicht unmittelbar abhängt von dem Inhalt der Vorstellungen, sondern bloss von ihrem Gegensatz in den entsprechenden Umständen. Demnach kann ein und dasselbe Gefühl durch die mannigfaltigsten Vorstellungnn hervorgerufen werden, falls nur ihr Verhältniss zu einander dasselbe ist.

Ein anderes Ergebniss ist dieses: je länger der Kampf dauert, desto fühlbarer wird er, „desto stärker ist das Gefühl.“ Die lange Dauer hängt nun ab von der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen in der Seele des betreffenden Menschen. Je weniger Vorstellungsreihen Jemand besitzt, desto weniger wird ein Vorstellungskampf, wie das Gefühl, durch andere Gegensätze aus seinem

Bewusstsein verdrängt werden können; je manigfaltiger dagegen die Vorstellungen einer Seele sind, desto eher ist die Möglichkeit gegeben, dass die Aufregung des Gefühls durch Reproduction einer anderen Vorstellungsreihe beseitigt werde.

Demgemäss erklären und berichtigen sich manche Meinungen des gewöhnlichen Lebens in dieser Hinsicht. Man sagt oft, dass bei ungebildeten Menschen mehr Gefühl zu finden sei als bei gebildeten; dass Gelehrsamkeit das Gefühl meistens beeinträchtige, u. s. w. Mehr Gefühl als ein Gebildeter kann der ungebildete Mensch nicht haben; wohl aber wird sein Gefühl stärker sein. Der Ungebildete nämlich ist einseitig, er kann nicht über verschiedene Reihen von Vorstellungen verfügen; desshalb bietet auch seine Seele seltener Gelegenheit zu Gegensätzen, also zu Widerstand, Kampf und Gefühl dar. Hat aber einmal seine einseitige Vorstellungsreihe einen starken Gegensatz gefunden, dann wird der Kampf und das Gefühl in der That der ganzen Seele sich bemeistern und desto tiefer und nachhaltiger wirken, je weniger diese ge-

bildet, d. h. mit mannigfaltigen Vorstellungen versehen ist. Nun aber tritt dies desto seltener ein, je geringer die Seelenbildung ist. Desshalb sind denn auch die ungebildeten Menschen (und dazu sind die einseitigen Gelehrten, die blossen Fachmenschen, hauptsächlich zu rechnen) so „langweilig", weil nur äusserst selten ein bewusster Gegensatz ihre Seele in lebendige Aufregung versetzt.

Mit zunehmenden verschiedenen Kenntnissen dagegen nimmt auch die Möglichkeit der Gegensätze und der Gefühle zu, aber auch die Möglichkeit, dass das einmal vorhandene Gefühl nicht zu lange wirke, sondern durch andere Vorstellungen verdrängt werde. Der Gebildete als ein Vielseitiger wird daher öfter und mannigfaltiger fühlen, während der Ungebildete zwar seltener, aber desto tiefer fühlt. (Bei diesen Betrachtungen sind die erwähnten einfachen Verhältnisse zur Grundlage genommen worden; selbstverständlich werden da besondere Umstände auch eine besondere Aenderung dieser Seelenvorgänge herbeiführen müssen.)

Leider und sonderbarer Weise werden Menschen mit starkem Gefühl, (die man unrichtig gefühlvoll nennt, da von einer Gefühlsfülle bei ihnen nicht die Rede sein kann, sondern bloss von einer Gefühlsstärke) von Vielen, namentlich von Frauen, für vorzüglicher gehalten, als Menschen mit grösserer Bildung, und man gefällt sich dabei den Contrast zwischen „Gefühl“ oder „Herz“ und „Verstand“ oder „Kopf“ recht schroff sich zu vergegenwärtigen. Allein man vergisst, dass rückhaltslos bewältigende Gefühle — so günstig sie auch als positive, z. B. als Begeisterung, als Liebe erscheinen mögen — um desto furchtbarer in ihrer Negation, als Fanatismus, als Hass wirken. Nur wo Gefühl mit Einsicht gepaart ist und durch sie gelenkt wird, kann von einer gediegenen und verlässlichen Seelenbildung die Rede sein. Trotzdem ist das Gefühl in gewissem Sinne im Stande, die klarere Einsicht zu vertreten oder zu ersetzen. Indem es nämlich nichts anders ist als das Bewusstsein eines vorhandenen Seelenkampfes der bald zu Freude, bald zu Schmerz wird, verschafft es durch allmälige

Erfahrung die Kenntniss von den Einwirkungen gewisser Vorstellungen gegen einander und von den Mitteln, sie herbeizuführen oder ihnen vorzubeugen, sowohl in der eigenen als in einer fremden Seele. Warum sich all Dies so verhalte, wird auf diesem Standpunkte nicht begriffen; dass es sich aber so verhält, fühlt man am Schmerz oder an der Freude, die daraus folgen. Dies ist jene schöne Eigenschaft, die vorwaltend den Frauen eigenthümlich ist, der Seelentakt, welcher ihnen zwar in den meisten Fällen ohne weitere Einsicht zu verschaffen, den zu betretenden Weg vorschreibt, aber dafür des unmittelbaren Dranges unverwüstlich frisches Gepräge ihren Handlungen eindrückt.

Wir wenden uns nun zu den letzten hier zu berührenden Erscheinungen der Seele, zum Begehren und zum Wollen. Beides wird sich wieder als blosse Bethätigung der anfangs angeführten Grundsätze der Psychologie erweisen. Versuchen wir zunächst, den Vorgang beim Begehren zu analysiren.

Eine Vorstellung war einmal in möglichster Innigkeit und Allseitigkeit im Bewusstsein, d. h.,

falls sie z. B. etwas Sinnliches, Geniessbares zum Gegenstand hatte, war sie nicht bloss durch das Auge wahrgenommen worden, sondern auch durch den Geschmack oder entsprechendenfalls durch das Gehör u. s. w. Diese Vorstellung wird irgendwie bloss reproducirt, d. h. sie existirt nun im Bewusstsein, aber einseitig, ohne jene Innigkeit und Vielseitigkeit, die sie in der unmittelbaren Wahrnehmung hatte. Desshalb aber sucht die Vorstellung wegen der früheren Coëxistenz auch jene Innigkeit, jenen Genuss nach sich zu ziehen. Zu diesem Ende muss vorhandenen Gegensätzen Widerstand geboten werden; es entsteht ein bewusster Kampf zwischen den letzteren und den ersteren, welcher, falls die Gegensätze nicht zu stark sind, damit endet, dass die Vorstellung nach allmäliger Beseitigung des Widerstandes in ungestörter Vielseitigkeit ins Bewusstsein tritt; das Begehren wird befriedigt. — *Das Begehren ist demnach das Bewusstwerden des allmälig überwindenden Vordringens einer Vorstellung aus theilweise verdunkeltem Zustande zur entsprechenden mög-*

lichst innigen Erfüllung des Bewusstseins.

Wählen wir zur Erläuterung irgend ein Beispiel. Angenommen, ein Kind habe ein anziehendes Buch gesehen. Durch das blosse Sehen wird aber die Vorstellung des Buches nicht in jener innigen Vielseitigkeit zum Bewusstsein gebracht, welche es beim Lesen und Besitzen hat, wohl aber wird durch die Gesichtsvorstellung diese Vielseitigkeit, die das Kind an anderen Büchern bereits erfahren, d. h. coëxistent hatte, theoretisch reproducirt. Gegen den wirklichen Besitz aber und das Lesen erheben sich Gegensätze; das Buch muss erst aus einer Handlung geholt werden, dazu ist die Erlaubniss der Eltern nöthig, und dergleichen. Diesem Gegensatz widersteht nun die vorläufig theoretische Reproduction des Genusses, und es beginnt zwischen ihnen ein Kampf, in welchem die ursprüngliche Vorstellung entsprechenden Falls allmälig ihre Gegensätze verdrängt und in demselben Verhältniss immer inniger und vielseitiger sich ausbreitet.

Das Bewusstsein dieses allmäligen Vordringens ist nun Das, was man Begehren nennt.

Zum Begehren gehört also: eine Grundvorstellung und ein allmälig überwindbarer Widerstand. Sind die Gegenvorstellungen so stark, dass sie die Grundvorstellung selbst überwinden, so wird das Begehren unterdrückt. Ist auf der anderen Seite die Grundvorstellung so stark, dass kein Widerstand gegen dieselbe sich behauptet, also nicht erst allmälig überwunden zu werden braucht, dann tritt die Befriedigung ohne Vermittelung, ohne Begehren ein. Beim wirklichen Lesen eines begehrten Buches hat in unserem Beispiel das Kind fortwährend die Befriedigung, während das Begehren nicht mehr eintritt, da kein Widerstand sich darbietet. Man nehme ihm aber das Buch fort, und augenblicklich tritt das Begehren gegen diesen Widerstand seiner Erfüllung ein, falls noch die Vorstellung des Buches im Bewusstsein bleibt.

So ist es zu erklären, dass ein Verbot gerade das Begehren des verbotenen Gegenstandes herbeizuführen im Stande ist, indem dadurch ein Wider-

stand und ein Kampf in der Seele entstehen kann.

Einige Bemerkungen mögen als Folgerungen aus dem vorher Gesagten noch angeführt werden.

Das Begehren, welches im Erkämpfen eines vielseitigen Behauptens im Bewusstsein besteht, hört auf, sobald letzeres eintritt, und macht der Ruhe Platz. Diese psychologische Folge ist sehr geschickt von Lessing im 4. Auftritt des 3. Auf- 3
zugs seines „Nathan“ benutzt worden.

Von der Stärke und der Mannigfaltigkeit des Begehrens gilt Dasselbe, was auch vom Gefühl gesagt wurde. Je einseitiger der Mensch ist, desto seltener, aber auch desto energischer und rücksichtsloser wird seine Begierde sein; je gebildeter, desto häufiger, aber auch desto leichter zu bekämpfen.

Die grosse Wichtigkeit des Begehrens liegt darin, dass es die Grundlage des Wollens bildet. Wurde nämlich das Begehren in mehreren Fällen durch irgend welche Mittel befriedigt, so verbindet sich mit ihm die Reproduction der entsprechenden Mittel zu dessen Befriedigung; und

dann heisst es Wollen. Zum Wollen gehört also, ebenso wie zum Begehren, eine Grundvorstellung und ein Gegensatz; während aber dem Begehren, insofern es blosses Begehren ist, die Mittel zu seiner Befriedigung gleichgültig sind, die Befriedigung im Gegentheil das Begehren selbst negirt, tritt beim Wollen die Reproduction der tauglichen Mittel zu dessen Erreichung als wesentliches Merkmal hinzu. Es giebt also kein Wollen ohne Begehren; wohl aber giebt es oft ein Begehren, das nicht zum Wollen wird. Die Fähigkeit zu wollen, also dem Begehren die Wege zu seiner Befriedigung beizufügen, heisst Wille. Die Stärke des Willens hängt von der Stärke des Gegensatzes ab. Je grösser der Widerstand gegen das Begehren, desto kräftigere Mittel müssen zu dessen Beseitigung herbeigeführt werden, wodurch eben der Wille gestärkt wird. Insofern ist es wahr, dass viele Entbehrungen und Kämpfe die Willenskraft befördern, indem sie tüchtige Mittel zur Erreichung eines Wollens kennen lehren. Allein dies muss im richtigen Verhältniss geschehen. Wenn anfangs lauter nicht zu be-

seitigende Gegensätze dem Begehren sich darboten, verliert man meist die Fähigkeit, Mittel zu dessen Erreichung zu reproduciren und geltend zu machen, hat daher blosses Wünschen und kein Wollen; denn das Wollen ist eben siegbewusstes Begehren, so siegbewusst und klar, dass von ihm gesagt werden konnte: „Wer muthig will, der hat 4
die Welt gewonnen.“

Das Wollen ist aber noch von einer anderen Seite von grösster Wichtigkeit: Durch dasselbe wird das selbständige Urtheilen herbeigeführt. Die Elemente des Wollens nämlich: die Grundvorstellung, ihre zugehörigen Mittel gegen deren Gegensatz als das Nichtzugehörige, enthalten eben auch das Wesen des Urtheils; man wird im Wollen bewusst sowohl einerseits der Verbindung, als auch andererseits der Ausschliessung der Vorstellungen unter sich, und dieses selbständige Bewusstwerden ist eben das Urtheil in dessen Doppelform, als affirmatives und negatives. Wollen und Urtheilen gehen demnach Hand in Hand. Desshalb die grosse Bedeutung des Schulunterrichts auch für die Willenskraft, obgleich er sich vor-

waltend auf das Urtheil richtet; und umgekehrt auch die Bedeutung der häuslichen Erziehung die sich vorwaltend auf das Wollen richtet, für die Bildung des Urtheils. Beide haben das Eine grosse Moment gemeinsam: die Selbständigkeit. Und Selbständigkeit im Wollen und im Urtheilen ist Zweck und Frucht aller richtiger Erziehung.

Die Bildung des selbständigen Urtheils bahnt den Uebergang zur Bildung des Charakters. Und zwar: Indem man durch häufige Erfüllung mannigfachen Wollens zur Erfahrung von dessen wohlthätigen und nachtheiligen Folgen gelangt ist, verbindet sich mit der Vorstellung eines bestimmten Wollens als Subject, das Prädicat „tauglich" oder „untauglich", es entsteht ein Urtheil, welches das Angemessene oder das Unangemessene des Wollens und seiner Folge, des Handelns, richtet. Bei zunehmender Entwickelung der Seele erhebt man sich auf einen höheren Standpunkt: man fasst den Vorsatz, keinem untauglichen Wollen mehr Raum zu geben, sondern sein ganzes Handeln durch gute und als gut erfahrene Willensregungen bestimmt sein zu lassen.

Dieser Vorsatz wird demnach zu einem gebietenden Urtheil: in diesem Fall soll so und nicht anders gehandelt werden. (Wie im III. Abschnitt gezeigt wurde, beginnt mit diesem Punkte der Charakterentwickelung auch die Ethik oder Moralphilosophie.) Handelt man dem Vorsatz entgegen, so entsteht ein Widerstreit in der Seele, ein Kampf zwischen Dem, was vorher gedacht, und Dem, was nachher gethan wurde. Der Kampf, in so fern er unvermittelt da steht, wird zum Gefühl des Schmerzes und heisst **Reue**. Die Reue ist demnach bloss das Merkmal eines vorhandenen Seelenkampfes und darf desshalb nicht an sich verdienstlich oder moralich gut genannt werden, wie es hin und wieder geschieht. Im Gegentheil, falls sie nicht überwunden wird, ist sie Zeichen einer untüchtigen Natur, die sich von einer vorhandenen Seelenunruhe nicht befreien kann. Der tüchtige Mensch unterdrückt die Reue, da sie ja stets das unabänderlich Vergangene trifft, durch den Vorsatz für die Zukunft oder, wie gesagt worden ist, „der Held bereut durch eine zweite That.“

Die Eigenthümlichkeit der Seele, Reue zu fühlen, heisst Gewissen. Das Gewissen ist natürlich nichts Anderes, als ebenfalls eine besondere Bethätigung der psychologischen Grundsätze. Insofern nämlich diese Bethätigung bloss gefühlt, ihr Grund aber nicht erkannt wird, fasst man das fertige Resultat als eine plötzlich sich offenbarende „warnende Stimme“, und dergl. auf. Gegen solche Auffassung des Gewissens als einer „inneren Stimme Gottes“ lässt sich von keinem Standpunkte aus Etwas einwenden, sobald man es nur nicht im unmittelbaren Sinne versteht. Mittelbar ist das Gewissen allerdings eine Stimme Gottes; aber ebensogut muss dies dann auch von jeder Reproduction und von jedem Seelenzustande gelten, da sie sämmtlich Resultate jenes grundsätzlichen Dualismus sind, den man, als ein ursprünglich Gegebenes, allerdings Produkt Gottes nennen darf.

Durch die Reue kommt man indirect zum Bewusstsein allgemeiner Urtheile, welche als leitende Regeln für das jedesmalige praktische Handeln zur Anwendung kommen sollen. Diese all-

gemeinen Urtheile, welche für das Wollen und seine Folgen massgebend sind, heissen Grundsätze des Handels. Durch deren häufige Anwendung und Wiederholung bilden sie in ihrer Zusammengehörigkeit gleichsam ein Ganzes, einen Complex, der wegen seiner gültigen Allgemeinheit stark genug werden kann, das einzelne Wollen und Handeln nach sich umzugestalten und den etwaigen Widerstand zu beseitigen. Ein solcher Inbegriff von Grundsätzen des Handelns heisst Charakter. Durch den Charakter wird der Mensch innerlich frei, d. h. er hat nicht mehr die Willkühr, in einem gegebenen Fall so oder auch anders zu handeln, sondern er muss sich durch den allgemeinen Grundsatz bestimmen lassen; und frei sein heisst eben befreit sein von der Willkühr und gebunden sein an die Nothwendigkeit des allgemeinen Guten.

Damit aber gültige und wirkende Grundsätze sich bilden können, muss einerseits die Gelegenheit zu einer reichen Erfahrung an einzelnen Fällen gegeben sein; woher das Wort des Dichters:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt;“

andererseits aber auch ein hinlänglicher Gegensatz gegen das allgemeine Urtheil, damit dieses in seinem Widerstande gegen jenen desto kräftiger werde und zur siegbewussten Sicherheit und Ruhe gelange, die ein Merkmal aller vernünftiger Gestaltung des Geistes ist.

So bezeichnen den charakterfesten Menschen die Worte des alten Horaz:

„Wenn selbst die Welt zusammen bräche,
7 furchtlos Derselbe bliebe er im allgemeinen Sturz.“

VII.

Gedrängte Uebersicht

der

psychologischen Hauptsätze.

9

Die Psychologie behandelt die Verhältnisse der Vorstellungen zu einander, d. h. sie hat die Gesetze anzugeben, nach welchen diese auf einander wirken, durch einander verdrängt werden und wieder erstehen.

Es ergiebt sich nämlich, dass die Vorstellungen entweder einstimmig sind oder entgegengesetzt. Nach diesem Dualismus richten sich auch ihre Wirkungen. Die einstimmigen verbinden sich ungeschwächt zu einer Gesammtvorstellung; die entgegengesetzten üben Widerstand gegen einander aus, verschmelzen zwar entsprechenden Falls, aber nur geschwächt, zu einer Gesammtvorstellung, wobei zwei von ihnen eine dritte verdunkeln können.

Dies sind die Grundsätze der Psychologie. Aus ihnen lassen sich sämmtliche Gesetze des

9*

bewussten Seelenlebens ableiten. (Es ist desshalb falsch, besondere Vermögen in der Seele anzunehmen, etwa Vorstellungs-, Gefühls- und Begehrungsvermögen, u. dgl. All dies ist blosse Bethätigung der ursprünglichen Grundsätze.)

Aus dem Grundsatz für die Wirkung der entgegengesetzten Vorstellungen auf einander ergiebt sich, dass keine Vorstellung vernichtet, sondern bloss durch Gegensätze verdunkelt wird.

Daraus folgt, dass sie wieder erstehen (reproducirt werden) muss, sobald ihr verdunkelnder Gegensatz beseitigt ist. Dieses Wiedererstehen ist die unmittelbare Reproduction.

Die mittelbare wird dadurch herbeigeführt, dass Vorstellungen, die mit mehreren anderen zugleich im Bewusstsein waren und zu einer Gesammtvorstellung sich verbanden, unter einander mit dieser Verbindungskraft zusammenhängen, so dass eine von ihnen — ins Bewusstsein wiedergetreten — die anderen nach sich zieht, d. h. Hülfe für deren Reproducirung wird.

Das Gesetz der unmittelbaren Reproduction lautet also:

Vorstellungen werdeu reproducirt, sobald ihr verdunkelnder Widerstand beseitigt ist.

Das Gesetz der mittelbaren Reproduction: Reproducirte Vorstellungen werden Hülfen zur Reproduction anderer, mit denen sie verbunden waren.

Aus diesen Gesetzen lassen sich, als ihre besonderen Fälle, die vier sogenannten Associationsgesetze ableiten.

1. Associationsgesetz.

Aehnliche Vorstellungen reproduciren einander.

2. Associationsgesetz.

Contrastirende Vorstellungen reproduciren einander.

3. Associationsgesetz.

Coëxistent gewesene Vorstellungen reproduciren einander.

4. Associationsgesetz.

Vorstellungen reproduciren sich in derselben Ordnung, in welcher sie ins Bewusstsein traten.

Die genaue Reproduction wird gewöhnlich Gedächtniss genannt, die besonders ungenaue — Phantasie.

Das Bewusstsein des Kampfes der Vorstellungen gegen einander heisst Gefühl.

Begehren heisst bewusst werden des allmälig überwindenden Vordringens einer Vorstellung aus theilweise verdunkeltem Zustande zur entsprechenden möglichst innigen Erfüllung des Bewusstseins.

Ein Begehren verbunden mit der Reproduction der Mittel zu dessen Befriedigung heisst Wollen.

Das Wollen bringt zum Urtheilen, indem es ein Bewusstwerden der Verbindung und der Ausschliessung der Vorstellungen unter einander herbeiführt.

Allgemeine Urtheile für das jedesmalige Wollen und seine Folgen heissen Grundsätze des Handelns.

Der Inbegriff siegreicher Grundsätze des Handelns heisst Charakter.

Durch den Charakter erlangt der Mensch die innere Freiheit.

VIII.

Streiflichter.

Digressions, incontestably, are the sunshine; — they are the life, the soul of reading! — take them out of this book for instance, — you might as well take the book along with them; — one cold eternal winter would reign in every page of it; restore them to the writer; — he steps forth like a bridegroom, — bids, allhail; brings in variety, and forbids the appetite to fail.

Sterne.

Mit der Nachweisung der Charakterentwickelung mussten unsere Untersuchungen psychologischer Gesetze geschlossen werden. Nicht etwa war es ihre Aufgabe, eine gründlichere Kenntniss gewisser einzelner Seelenzustände herbeizuführen, — dies erschien als das minder Wichtige; sondern ein allgemeinerer Zweck schwebte da als das Höhere und Bedeutendere vor. Dieser Zweck wird vollständig erreicht sein, wenn man aus ihnen nur der Einen Thatsache inne geworden ist: dass in der Seele nichts gesesetzlos vor sich geht, sondern dass alle ihre Zustände nach Regeln geleitet werden, die in ein wissenschaftliches Gewand gekleidet unserer Erkenntniss klar zu Gebote stehen.

Und dies ist eben der grosse und bleibende Gewinn, den man aus jeder vernünftig betriebe-

nen Wissenschaft ziehen kann: dass man im scheinbar Wirren das Gesetz, im scheinbar Zufälligen die Nothwendigkeit erkenne. Alles, was wird, hat seinen Grund, so zu werden, wie es wird; es steht im Causalnexus; es ist die Wirkung einer Ursache, es ist umschlungen vom Lebensband des Grundes und der Folge. Dieses Lebensband so weit als möglich zu erkennen, ist Ziel der Wissenschaft. Sie muss von der Folge Schlüsse ziehen auf den Grund, denn sie soll die Dinge uns folgerichtig erschliessen und ergründen, sie soll uns die Vernunft der Dinge zeigen. Weil nun wirklich Alles seinen Grund hat, hat eben auch Alles seine Vernunft so zu sein, wie es ist; und von diesem Standpunkt aus leuchtet der häufig missverstandene Satz Hegel's klar und wahr uns entgegen: „Was wirklich ist, ist vernünftig."

Ja, was wirklich ist, ist vernünftig — diese Wahrheit kennen zu lehren und deren Erkenntniss gleichsam ins Fleisch und Blut eindringen zu lassen, ist der nächste Zweck der theoretischen Erziehung. Denn nur aus solcher Beschäftigung

mit den Wissenschaften entspringen die zwei einzig und wahrhaft bedeutenden Resultate für die subjective Geistesbildung: einmal die ungetrübte Ruhe, hervorgegangen aus dem Gedanken der Gesetzmässigkeit, und die Geduld, hervorgegangen aus dem Gedanken der Nothwendigkeit; dann aber der heilige Trieb, diese Gesetzmässigkeit und Nothwendigkeit nach bestem Wissen und Gewissen aufzusuchen und die einmal gefundene Spur eines ruhigen Geistes in aller wechselvollen Unruhe mit rastloser Energie zu verfolgen und mit rücksichtslosem Freimuth ans Licht zu ziehen. Wer solchen Trieb nicht in sich fühlt, ist für die Wissenschaft und, was gleichbedeutend ist, für die Humanität verloren.
Ueberall springt uns entgegen die Ἀνάγκη und über- 2
all, wo sie vortritt, ist auf ihr das Reich der Wissenschaft gegründet. Darum auch ist diese nur Eine; das Wissen ist ein mannigfaltiges, je nach der Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände. Das dagegen, was das wirkliche Wissen schafft, die Wissenschaft, ist nur Eine, denn die Nothwendigkeit ist allemal Eine und überall dieselbe.

Sie sollen wir zu erkennen suchen, mit vollem Eifer zu erkennen suchen, unter welchem Gewande und auf welchem Gebiete sie sich immer zeigen möge, und der wissenschaftliche Mann, falls er wirklich ein wissenschaftlicher sein soll, muss von lebensvoll allseitigem Interesse beseelt sein und nur mit steter Beziehung auf die allgemeine Nothwendigkeit die Wahrheit des Einzelnen ergründen. Desshalb sind denn auch die einseitigen und ausschliesslichen Fachgelehrten eine Schmach für die Wissenschaft.

Die Philosophie ist falsch, wenn sie auf Einzelnheiten ausgeht, sie ist falsch, wenn sie in längst vermoderten geschichtlichen Staub sich versenkt und aus dem Wiederkauen des hundertmal schon Abgekauten die gesunde Geistesnahrung zu gewinnen meint; sie ist falsch, wenn sie zur Erklärung eines einzelnen Theils sich mit logischen Schlussketten behängt und darüber das Ganze vergisst: das lebendige geistige Band soll überall erfasst werden, dann nur steigt man zu jenem immer allgemeineren Höhenpunkt, von dem aus des Besonderen tausendfache Mannigfaltigkeit mit Einem Blicke übersehen wird.

Denn es ist „mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schiessen,
Die Fäden ungesehen fliessen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Der Philosoph, der tritt herein,
Und beweist euch, es müsst' so sein:
Das Erst' wär so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär,
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden
Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben, —
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band."

Nicht also auf das einzelne Wissen kommt
es an, sondern auf dessen lebensvolle Verbindung,
nicht auf das objectiv Erkannte, sondern auf den
subjectiven Sinn des Erkennens; „nicht was wir 4
meinen siegt; wie wir es meinen, das nur überwindet."
Wie selten erkennt ja Jemand gleich am Anfange irgend einer Richtung das für immer Gültige in derselben; meist erklären spätere Untersuchungen die anfänglichen für unwahr und berichtigen sie. Trotzdem bleibt den ursprüng-

lichen Forschern ein unverkümmertes Verdienst. Denn nicht um den einzelnen Zweck, nicht um das einzeln Erkannte handelt es sich, sondern darum, dass man mittelst einer richtigen Subjectivität hinweise auf ein neues Band, auf eine neue Richtung und aufzeige die weitere Spur des Fadens der Nothwendigkeit.

Als die Weisen des alten Griechenlands verschmähten, sich *σοφοὶ* (Weise) nennen zu lassen und den Namen *φιλόσοφοι* (Weisheitsliebende) vorzogen, geschah dies nicht, wie Missverstehende es anführen, aus einer gewissen Bescheidenheit, von der doch das biedere Alterthum nichts wusste, sondern darum, weil in der That das blosse Wissen durchaus nicht das Bedeutende ist, sondern als solches gerade die Liebe zum Wissen, die erhaben schaffende und vorwärtsbewegende, aufgefasst werden soll, welche im selben Verhältnisse zum einzelnen Wissen steht, wie die treibende Kraft zum getriebenen Stoff.

Der Eine Grundgedanke aber, der aus allem Diesem hervorscheint und wie ein heiliges Licht gesammte geistige Gebiete beleuchtet, ist: Das

Mittel heiligt den Zweck. Eigenthümlich, jedoch ein schönes Zeugniss für die Richtigkeit des Volksbewusstseins ist es, dass man allgemein mit so viel Scheu und grösstentheils Abscheu den Jesuitismus betrachtet. Denn in der That ist dessen Grundsatz, dass der Zweck das Mittel heilige, der humanen Wahrheit und der wahren Humanität gerade entgegengesetzt. Nicht also der Zweck heiligt das Mittel, sondern im Gegentheil er selber erhält nur dann eine Bedeutung, wenn das Mittel zu seiner Erreichung aus einem grossen und edlen Geiste entspringt und desshalb selber gross und edel ist. Man stelle dagegen den wichtigsten Zweck einem nichtigen Geist anheim, und er wird auch das Höchste herabzerren zu niedriger Alltäglichkeit, und in jedem Theile des vollbrachten Zwecks wird dunkel und trüb herausdämmern des kleinen Subjects kleinliche Vermittelung.

Nur also, wer durch das Mittel einer hochsinnigen, gleichsam weltumfassenden Subjectivität jeden Zweck erfasst, nur wen „des Genius Blick 5
mit einweihendem Lächeln sah,“ nur unter dessen

vermittelnder Hand gedeihet jeder Zweck und wächst zu ungeahnter Bedeutung auf, sogar aus dem geringsten strahlt der Heiligenschein weihevoller Allgemeinheit.

Diesen Gedanken können wir überall im gewöhnlichen Leben verfolgen. Die kleinste Gabe, die wir empfangen (sie war Zweck des Gebers) hat in unseren Augen einen unausprechlichen Werth, wenn sie hervorgegangen war aus dem Mittel einer beziehungsvollen Seelenfeinheit; während auch die grösste werthlos ist, falls sie durch gemeinen Sinn vermittelt wurde. So kann ein und derselbe Zweck bald heilig, bald profan sein, je nachdem des Mittels heilige oder düstere Fackel ihn beleuchtet, da ja der Zweck, als das Einzelne an sich dunkel und werthlos ist, wogegen klar und erhaben die werthgebende Allgemeinheit des Mittels über ihn hervorragt.

Mag daher Jemand auf dem Gebiet der Wissenschaft zu einem noch so schroff erscheinenden Resultat gekommen sein, wenn er nur mit aufrichtiger Wahrheitsliebe geforscht — diese heiligt seine Forschung und drückt derselben ihr

unsterbliches Gepräge auf. Desshalb wird ein grosser humaner Fortschritt in unserer Gesellschaft gethan sein, wenn man allgemein die Heiligung des Zwecks durch das Mittel aufgefasst und diese Auffassung zu praktischer Geltung gebracht haben wird; wenn man, um das Grellste hervorzuheben, mit der gebührenden und sich hineindenkenden Aufmerksamkeit, nicht aber mit dem bisherigen Hass und Abscheu, dem Gedankengange jener Männer wird folgen lernen, die voll Bewunderung vor dem ungeheuren Geist, welcher als Gesetz die uns fassbare Natur regiert, jenen Gott, der da überirdisch und übernatürlich als waltende Macht des Alls existiren soll, negiren und seine Entstehung in unserer Seele auf rein psychologisch natürlichem Wege nachweisen.

Der eben berührte Gegenstand ist zu wichtig, als dass wir nicht zusammen einer solchen psychologischen Untersuchung des Gottesbegriffs in einem besonderen Abschnitt folgen sollten, damit Sie von der ehrlichen Consequenz und Unerschrockenheit eines wahrhaft wissenschaftlichen Gedankenlebens sich überzeugen und dieses an

und für sich achten lernen, gleichviel zu welchem Resultate es gekommen ist. Eine solche Stimmung wird sie mit wissenschaftlicher Ruhe und Parteilosigkeit die Gottesidee betrachten lassen. Denn in der That: es ist fast gleichgültig, ob man einen bestimmten Gott und welchen Gott man aufgefunden; ihn gesucht zu haben, ist das Bedeutende und das Genügende. Gedenken Sie dabei des tiefsinnigen Ausspruchs der Bibel: „suchet und ihr werdet finden,“ stets werdet ihr finden, mitten im Suchen werdet ihr finden — zwar nicht immer Das, was ihr finden zu sollen wähntet, stets aber ein Bedeutendes und Genügendes; und wenn ihr Gott ehrlich und aufrichtig sucht, werdet ihr ihn stets finden, denn durch das blosse Suchen habt ihr augenblicklich die Stufe der menschlichen Grösse erstiegen und es erfasst euch augenblicklich die Gottheit der Humanität und ruft euch in eurem Inneren zu: Seid glücklich, denn ihr habt das Höchste gefunden, was ihr jemals finden konntet — die Nothwendigkeit des Suchens selber und all das Erwärmende und Belebende, das dieses zur Folge hat!

Gedenken Sie dabei auch der Worte Ihres klarsten und freimüthigsten deutschen Mannes: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist doch nur für Dich allein!" Denn „nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen."

Desshalb ist „Faust" die gewaltigste Tragödie der Menschheit und desshalb macht er auf uns stets den zauberhaften Eindruck; denn er verkörpert unsere Seeligkeit und unser Unglück, unsere Grösse und unsere Erniedrigung: das jedesmalige Suchen und das niemalige Finden. Auch er sucht immer und immer, und als er gefunden, hat er geendet, und doch fand er nichts Anderes, als die Nothwendigkeit, rastlos zu suchen!

Durchdringen wir uns von der Wahrheit dieses Satzes, haben wir Achtung und Ehrfurcht vor jedem aufrichtigen Suchen an und für sich, unbeschadet des Findens, dann erst werden wir würdige Schüler jenes grossen Meisters sein, dessen ganzes Leben aus Liebe und Toleranz gewoben war.

Denn der Geist der Menschheit durchläuft den Weg einer Parabel, deren Aeste stets auseinander gehen und nie ihren Endpunkt treffen; er sucht im Unendlichen weiter, und findet immer nur ein Endliches und desshalb nie seine Ruhe, „ihm ist zwar keine ewige Grenze gesetzt, aber ewig eine Grenze.“

Wir nun, wir kleinen Bestandtheile dieses ungeheuren Ganzen — im Grossen gewollt zu haben, ist das Grösste, was wir wollen dürfen.

IX.

Theismus und Atheismus.

Nullum numen abest, si sit prudentia.

Juvenalis.

Das von der Wissenschaft umfasste Gebiet der gesammten Natur, der geistigen sowohl als der physischen, enthält in allen besonderen Fällen nur ein Endliches und Raumbegrenztes; nirgends findet man darin, auch nicht wenigstens eine wirklich gegebene Spur eines unendlichen, unräumlichen Wesens, wie Gott im gewöhnlichen Sinne aufgefasst wird. Es fragt sich nun, wie wir denn also zur Gottesidee gekommen sind.

Will man mit Gewissenhaftigkeit seine Seelenbildung überwachen, so muss man selbstverständlich jeden seiner Gedanken durch feste Grundlagen gestützt wissen, bevor man ihn ins geistige Leben und Schaffen aufnimmt; um so

mehr, wenn der Gedanke ein **Höchstes** zum Gegenstande hat. Es ist demnach eine sittliche Pflicht, sobald man zur geistigen Reife gelangt ist, dies auch bei der Beantwortung jener Frage zu thun, dieselbe strenge Untersuchung auch beim Gottesbegriff vorzunehmen. Und „es ist eine erhabene, heilige Zeit, wo der Mensch sich solche Fragen stellt; wo ihn jede wahre Antwort, die seiner heissen brennenden Begierde wird, mit heiligem Feuer durchglüht."

Woher haben wir die Vorstellung Gott, da wir sie einmal haben? Haben wir sie als eine unmittelbar angeborene, oder ist sie uns angebildet? —

Unmittelbar angeboren ist nie eine Vorstellung. Eine vorwaltende Neigung, ein Talent, eine besondere Eigenschaft der Seele mögen angeboren sein und später sich geltend machen; ein specieller Gedanke aber, ein einzelner Begriff ist es unmöglich; dieser müsste mit derselben, ja mit noch grösserer Klarheit beim kleinen Kinde entwickelt sein, wie beim reifen Mann, was thatsächlich nicht der Fall ist; man müsste ihn über-

haupt und in gleicher Weise bei allen Menschen antreffen, was ebensowenig der Fall ist*)

---

*) Man halte sich hier scharf an den Sinn des Wortes Gott. Es ist darunter verstanden, jenes persönliche, unendliche, rein geistige, allmächtige, u. s. w. Wesen wie es die christliche Religion lehrt. In den Sätzen, die man gewöhnlich zu hören bekommt und deren Inhalt etwa ist: selbst die rohesten Völker haben ihren Gott, verbindet man mit diesem Worte einen ganz anderen Begriff; da heisst Gott einfach ein höheres verehrtes Wesen.

Man hat sich so sehr bemüht, sogenannte „Beweise für das Dasein Gottes“ aufzubringen, und der verbreitetste unter ihnen, aber auch der unglaublich ungeschickteste, ist der „historische,“ welcher eben vom Vorhandensein des Gottesbegriffs bei allen Völkern auf seine nothwendige Existenz schliesst. Wir sehen indessen, dass bei schärferer Fassung die Sache sich so gestaltet:

Entweder man versteht unter Gott ein höchstes Wesen; dann aber ist jeder Beweis für sein Dasein überflüssig, denn die sonnenklare Existenz eines solchen Wesens zu bezweifeln, ist noch Niemandem eingefallen; dann hat auch jedes Volk, aber auch jeder Mensch einen Gott; und dann ist es z. B. ein Unsinn von Atheismus zu sprechen, denn es giebt keinen Menschen, der nicht in alle Wesen eine Stufenleiter brächte und welchem nicht demgemäss ein Wesen als das höchste erschiene.

Oder man versteht unter Gott jenes höchste Wesen, welches von einer einzelnen bestimmten Religion gelehrt

Demnach ist Gott eine bei fortschreitender Entwickelung der Seele hinzutretende, eine durch die Bildung vermittelte Vorstellung. Nun aber fragt es sich ferner, wie und nach welchen Gesetzen dies geschieht, welche Nothwendigkeit die Menschen dahin brachte und bringt, erstens ein höchstes Wesen überhaupt, dann aber ein höch-

---

wird; dann aber ist jede andere Religion für diese atheistisch, dem Protestanten muss der Jude, beiden muss der Muhamedaner als Atheist gelten; denn jeder von ihnen verbindet mit seinem Theos einen ganz besonderen und ausschliesslichen dogmatischen Begriff, und was diesem Gott nicht entspricht, ist gottlos. Ja, wenn man auf so beschränkten Standpunkt sich stellt, sind jedem Menschen seine Nebenmenschen Atheisten, da sie von Gott nie dieselbe Vorstellungen haben können, die er hat.

Um es also zu wiederholen: entweder heisst Gott irgend ein höchstes Wesen, und dann giebt es keinen Atheismus; oder Gott heisst ein dogmatisch bestimmtes höchstes Wesen, und dann ist der Atheismus durchaus relativ, ja selbst für den besten Menschen unvermeidlich.

In allen Fällen aber ist es nackter Unsinn, vor dem Worte Atheismus jenen Schrecken und gegen sogenannte Atheisten jene Schmäh- und Verfolgungssucht zu haben, welche von gewisser Seite her aus selbstsüchtigem Parteiinteresse und beschränkter Intoleranz so gern begünstigt und verbreitet werden.

stes Wesen, dem vorzüglich das Prädicat der Unendlichkeit zugesprochen wird, zu denken.

Bei der Beantwortung der ersten Frage kommt uns der psychologische Abriss, den wir in den vorigen Abschnitten gegeben, sehr zu Statten, da es sich erweisen wird, dass die Bildung des Gottesbegriffs mit derselben Nothwendigkeit vor sich geht, wie die Bildung der Begriffe überhaupt, d. h. dass sie begründet ist in der erörterten Eigenschaft unserer Seele, Abstractionen zu bilden. Eine Anzahl zusammengesetzter Vorstellungen haben eine gemeinsame Theilvorstellung, welche entsprechenden Falls als die allen gemeinsame und desshalb allgemeinere desto klarer im Bewusstsein zurückbleibt, während die einzelnen Verschiedenheiten in den einzelnen Gesammtvorstellungen in ihrer Besonderheit verdunkelt werden.

Nämlich:

Ein Mensch handelt gut, aber nicht in allen Beziehungen; indessen in dem Kreise, wo er nicht mehr gut sein kann, handelt ein anderer gut. Aus diesen einzelnen Acten des Guten, welche

von jedesmaligen besonderen Umständen begleitet sind, tritt bei späterer Entwickelung Dasjenige klar hervor, was sie gemeinsam haben, das Gute nämlich als ein Abstractes und, insofern man anf die Menschen reflectirt, die es thaten, die Güte als dessen subjectiver Grund. Weil nun diese Güte alle Fälle des Guten in sich fasst und weil alle Guten daran Theil nehmen, darf sie menschlich eine Allgüte genannt werden.

Ein Mensch ist weise, aber er weiss nicht Alles; indessen werden die Gebiete des Wissens, die ihm fremd sind, durch Andere beherrscht. Daraus erhält man den Gedanken eines Wissens und, als zugehörige subjective Eigenschaft, einer Weisheit, die, weil sie alle Fälle des Wissens in sich fasst und weil daran alle Wissenden und Weisen Theil nehmen, eine (menschliche) Allweisheit genannt wird.

Ein Mensch ist mächtig, allein nicht in allen Punkten; aber wo er nicht mehr mächtig ist, mag es ein Anderer sein. Sowie in den vorigen Fällen erhält man auch hier aus aller Macht und

allen Mächtigen den Gedanken der menschlichen oder, schärfer, menschheitlichen Allmacht.

Fassen wir das Obige zusammen, so erhalten wir als ein Objectives das Gute, das Weise, das Mächtige, und als die entsprechenden subjectiven Eigenschaften die Güte, die Weisheit, die Macht. Alle diese Objectivitäten und diese Eigenschaften haben jedoch Das gemeinsam, dass sie aus rein menschlichen Handlungen und aus rein menschlicher Subjectivität gewonnen wurden, dass sie also aus dem Wesen der Menschheit entstanden sind und dieses charakterisiren.

Nun aber wird jenes Objective das Göttliche genannt; dann muss man dessen Subject Gott nennen; d. h. mit anderen Worten: Gott ist nichts Anderes als die abstrahirte Menschheit, der Begriff Gottes nichts Anderes als der Begriff der Menschheit.

„Aber,“ werden Sie mich unterbrechen, „die ganze Untersuchung ist ungehörig. Denn darin wird immerfort von menschlichen oder gar von menschheitlichen Eigenschaften gesprochen. Wenn wir aber Gott denken, denken wir eine geistige

Persönlichkeit, die nicht bloss menschliche, sondern universale Eigenschaften hat, die noch dazu unendlich ist und vor der Menschheit, am Anfang aller Dinge als deren Urgrund existirt hat.“

Fassen wir zunächst die Universaleigenschaften ins Auge, das Unendliche und Urgründliche wird später untersucht werden.

Sollte es denn möglich sein, dass wir bei
einer geistigen Persönlichkeit auch Eigenschaften
denken, die nicht aus der Menschheit genommen,
die die Menschheit überschreiten, also übermensch-
lich sind? Ich behaupte, nein. Das Denken ist
ja ein Zusammenfassen von Vorstellungen, und
die Vorstellungen werden uns nur durch unmit-
telbare oder mittelbare Erfahrung aus dieser un-
serer beschränkten Erde geboten. Desshalb kön-
nen wir andere persönliche Eigenschaften, als die
3 menschlichen, unmöglich denken. Vermag denn
der Vogel über seinen eigenen Flug hinauszuflie-
gen? Kann der Mensch etwas denken, was ein
menschlicher Gedanke nicht sein soll? Kann er
eine persönliche Eigenschaft fassen, die nicht ein
Abbild seiner Person sein soll?

Was der Mensch denkt, fällt innerhalb des Mittelpunkts der Menschheit; was ausserhalb dieses und über diesem existirt, existirt für ihn gar nicht.

„Du gleichst dem Geist, den Du begreifst," und Du begreifst nur den Geist, dem Du gleichst.

Nicht einmal werden jene Eigenschaften bei allen Menschen zu jener Höhe der Abstraction gelangen, zu der sie menschheitlich gelangen könnten. Es wird Jeder, je nach seiner grösseren oder geringeren Bildung, abstracter oder beschränkter sie denken. Ein Bauer, für den die mächtigste Person, die er je gekannt, sein Richter ist, wird, wenn er von der grössten Macht sprechen hört, doch unmöglich eine andere Macht *denken* können, als jene, welche er kennt, die beschränkte Macht seines Dorfrichters.

Wenn Sie von *der* höchsten Güte reden hören, werden Sie darunter doch nur *eine* höchste Güte denken können, und zwar jene, die Sie bisher erfahren; und weil Sie Mensch sind und Unmenschliches nicht erfahren können, werden

Sie mit Nothwendigkeit nur eine menschliche Güte denken.

So ist Gott durchaus nicht eine allgemein gleiche Vorstellung, sondern eine nach der grösseren oder geringeren Entwickelung der Seele des Einzelnen allgemeinere oder beschränktere; denn der einzelne Mensch erhebt in rührender Einfalt das relativ Beste und Höchste, was er in seiner Seele hat, auf einen geheiligten Altar und nennt es Gott. Desshalb darf man behaupten: Sage mir Deinen Gott, und ich sage Dir, wer Du bist.

Nicht also Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild, sondern nach seinem eigenen Ebenbild schafft jeder Mensch sich seinen Gott. Dieser ist demnach nicht draussen zu suchen, sondern im innersten Inneren des Menschen selbst, als der reinste Ausdruck seines rein menschlichen Wesens.

Das menschliche Bewusstsein, mag man es nun Seele oder Geist oder Verstand oder Vernunft oder wie man will nennen, ist ja nicht etwa ein Behältniss, worin ein abgesonderter

Stoff, die Vorstellungen und Gedanken, enthalten ist; sondern Bewusstsein und Bewusstes ist in sofern ein und dasselbe, als der Inbegriff des letzteren das erstere ausmacht; denn Jemand, der einen scharfen Verstand hat, hat ihn eben darum, weil er scharf denkt, und umgekehrt wird Jemand, der Vernünftiges denkt, gerade darum ein vernünftiger Mensch genannt. D. h. der Mensch, der Göttliches wirklich denkt, ist insofern selbst göttlich; da er aber mehr als ein Menschliches unmöglich denken kann, wird dieses Göttliche eben nur ein Menschliches sein, und der Gott ist die Menschheit. D. h. endlich, um es gelehrter auszudrücken: Die Theologie (Gotteslehre) ist nichts Anderes als eine Abstractions-Anthropologie (Menschenlehre).

Man sieht mit so klaren Augen ein, dass die Götter der Griechen und Römer nicht etwa wirkliche überirdische Götter waren, sondern nur einzelne personificirte Eigenschaften des Menschen; dass die grausamen und wollüstigen Gottheiten der anderen heidnischen Völker nur Abbilder ihrer eigenen Grausamkeit und Wollust sind. Warum will man diese Wahrheit um keinen Preis auf

das Christenthum anwenden? Man würde dann seine Wunder und Heiligengeschichten auch nur für eine blosse Mythologie halten, man würde sich vergegenwärtigen, dass Christus nicht Mensch-Gott, sondern Gott-Mensch genannt wird und würde seinen wirklichen Werth darin sehen, dass er den ungeheuren civilisatorischen Schritt gethan hat, nicht mehr einzelne menschliche Eigenschaften zu verehren, sondern die gesammte Menschheit in ihrem allgemeinen Wesen zur Gotteseinheit zu erheben.

Darin liegt seine weltgeschichtliche Grösse; er repräsentirt das ungeheure Band, welches den Menschen mit dem Menschen verbindet und den Gedanken der Menschheit, d. h. den Gedanken Gottes, begründet — die Liebe. Leibnitz' Satz: „Wer Gott liebt, liebt die Menschen“ ist desshalb vorerst in der Umkehrung wahr: wer die Menschen liebt, liebt Gott.

Bei solcher Auffassung lässt sich auch der Gedanke der göttlichen Vorsehung ganz genau auf menschliches Wissen zurückführen. In der That giebt es gewisse Elemente in der Gesell-

schaft, die zu einem bestimmten und keinem anderen Ergebniss führen können, es kommt nur darauf an, diese Elemente zu kennen, um bei richtiger psychologischer Einsicht das Resultat voraus zu bestimmen: und jeder Mensch, der diesen beiden Bedingungen nachkommt, repräsentirt für seinen Theil das Wissen der Zukunft, und alle zusammen bilden ganz Das, was wir unter göttlicher Vorsehung denken. Es ist also die Zukunft nicht etwas für uns durchaus Unbekanntes, das nur von Gottes „unbegreiflichem Rathschluss" abhängt, sondern alle Zukunft ist eine nothwendige und begreifbare Folge der Gegenwart; hat man diese erkannt, kennt man wesentlich auch jene. Ein mit Scharfblick begabter Mensch ist desshalb im Stande, den Lauf der Ereignisse voraus zu sehen und sein Schicksal zum grossen Theil darnach zu bestimmen. In diesem Gedankengange befand sich der grosse Napoléon, als er in seinem Gespräch mit Goethe ausrief: „le sort c'est la politique."

Aus dem Gesagten folgt: es giebt keinen

wirklichen Zufall; Alles hat seinen ganz bestimmten Grund; nur sehen wir diesen nicht immer ein. Was wir Zufall nennen, ist eine noch nicht eingesehene Nothwendigkeit. Man darf desshalb sagen: Ein Mensch ist desto gebildeter, je mehr sich für ihn der Zufall in Nothwendigkeit verwandelt.

Aber nicht etwa ist diese Nothwendigkeit ausserhalb der Welt, ein allmächtiges überirdisches Walten; sie ist eine fassbare, eine innerhalb der Menschheit liegende, aus ihr heraus ihre Consequenzen ziehende. Nur dadurch ist der ängstliche Zwiespalt zwischen göttlicher Vorsehung und menschlichem freiem Willen zu lösen. Dagegen auf dem Standpunkt des ultramundanen (und ultramontanen) Theismus muss man mit unumgänglicher Folgerichtigkeit in die absolute Prädestinationstheorie Calvins stürzen, eine Theorie, vor der sich jeder selbstbewusste Mensch empört.

Gehen wir nun zur schwierigsten Untersuchung über, zur Unendlichkeit Gottes. Da ist es zunächst nothwendig, klar einzusehen, worauf es

bei dieser Frage ankommt und was daraus entfernt werden muss.

Zuerst ist also festzustellen, dass wir von der Unendlichkeit durchaus keine Vorstellung, keinen Begriff, oder dergl. haben. Dadurch fallen alle jene Beweismittel weg, welche Männer wie Descartes, Fénelon u. A. aus dem Vorhandensein der Idee eines unendlichen Wesens für die nothwendige Existenz eines solchen Wesens anführten. Es ist nicht wahr, dass wir die Idee der Uendlichkeit haben. Unter der Unendlichkeit können wir uns nie Etwas denken; wir wissen nur, was wir darunter nicht zu denken haben. Wir sehen lauter Endliches vor uns; dieses muss von der Unendlichkeit ausgeschlossen werden; soviel erkennen wir; mehr nicht.

Es fragt sich nun, wie wir überhaupt zur Unendlichkeit gekommen sind. Die Erklärung ist einfach: jeder Versuch die Endlichkeit begrifflich aufzufassen, führt nothweudig zur Unenlichkeit. Denn:

Das Wesen des Endlichen als Endlichen ist:

nicht mehr vorhanden zu sein. So lange es noch vorhanden ist, ist es nicht wesentlich endlich; wirklich endlich wird es erst, wenn es nicht mehr ist. — Alles nun, was wir kennen, ist endlich; dieses endliche Alles wird begrifflich das Etwas genannt. Das Etwas ist demnach wirklich endlich dort, wo es nicht mehr ist, d. h. wo Nichts ist. Da aber das Etwas alles Endliche umfasst, ist dort, wo es nicht mehr ist, das Unendliche, d. h. das Unendliche ist das Nichts. Also:

Das Etwas ist das Endliche; wahrhaft endlich ist es aber, wenn es negirt, d. h. vom un-
7 endlichen Nichts umfasst wird. „Die wirkliche und wahrhafte Nichtigkeit des Endlichen ist daher das Unendliche selbst. Dass die Dinge in der That endlich sind, beruht allein auf dem wirklichen Sein des Unendlichen. Jedes Ding, auch das endlichste, wäre unendlich, unveränderlich, unbeweglich, absolut fest, wenn nicht Unendliches wäre; nur durch das Unendliche und in ihm ist das Endliche als endlich, und in dieser Endlichkeit seine Nichtigkeit, sein Tod gesetzt.“

Die kleine Insel des endlichen Etwas ist umgeben vom ungeheuren Meere des unendlichen Nichts; alles zeitliche sinnliche Leben ist erst lebendig, weil es stets vom ewigen unsinnlichen Tode gejagt wird.

Dieser ewige übersinnliche Tod ist — Gott. Denn Gott ist das Unendliche; aus ihm ward Alles und zu ihm kehrt Alles zurück.

Der letzte zu erörternde Einwurf ist dieser: die Welt ist da; woher ist sie? Aus sich selbst? Das wäre unfassbar; ein Sein durch und an sich können wir nicht denken. Also müssen wir einen Urgrund aller Dinge annehmen, und den nennen wir Gott.

Es ist schwer, diesen Einwurf anders als gedankenlos zu nennen. Abgesehen davon, dass er ein Unbegreifliches durch ein noch Unbegreiflicheres begreiflich machen will, dass er das unvermittelte Sein der Welt durch das ebenso unvermittelte Sein Gottes zu erklären sucht, dass er dabei anstatt eines Widerspruchs zwei Wider-

sprüche erhält, da selbst nach Annahme des urgründlichen Gottes es noch immer unbegreiflich bleibt, wie dieser aus dem Nichts Etwas schafft; abgesehen also von allen dergleichen Bedenken, ist dieser Einwurf einer der stärksten Beweise gegen die überirdische persönliche Existenz Gottes. Man fasse bloss das Wesen des Grundes wohl auf. Grund ist doch nur Dasjenige, dessen Wesen darin besteht, sich selbst zu negiren, indem es ein Anderes wird, nämlich in die Folge aufgeht. Der Keim einer Pflanze ist Grund dieser Pflanze nur, indem er nicht mehr Keim bleibt, sondern sein specifisches Wesen des Keimes negirt und in seine Folge übergeht, d. h. wirkliche Pflanze wird. Insofern etwas unverändert sich gleich geblieben ist, kann es nicht Grund gewesen sein; insofern es aber Grund gewesen ist, ist es jetzt nicht mehr, sondern besteht nur in seiner Folge. Wenn also Gott der Urgrund aller Dinge ist, dann existirt er nicht mehr persönlich, abgesondert von diesen Dingen, sondern er hat sich negirt, indem er in die Folge, eben in diese Welt, aufging. Wir ge-

langen so zu jener pantheistischen Anschauung, welche Natur und Gott identificirt und mit der entwickelten anthropologischen Auffassung nahe verwandt ist.

Nun meinen freilich Einige, Gott müsse desshalb noch immer der Urgrund sein; wir allerdings können dies nicht begreifen; aber das sollten wir auch nicht; darum sei ja Gott der übermenschliche, an dem wir mit unserer Vernunft uns nicht versuchen dürfen. — Dies ist in der That die ruhigste und bequemste Stellung, die man bei dieser Untersuchung einnehmen kann; es ist die Stellung des einfachen Frommen; man bleibe darin; gegen Solche wird Niemand etwas einzuwenden haben. Man verzichtet dann auf seine Vernunft in dieser Beziehung; man erklärt Gott für unbegreiflich und weist auch alle Beweisversuche ab; man ist rein subjectiv. Gut! Dann verdamme aber zu allererst die fortwährenden theologischen Spitzfindigkeiten, die Beweisversuche für das Dasein Gottes und überhaupt die theologischen Lehrbegriffe über Gott. Gegen sie ist diese Untersuchung gerichtet; denn sie appelliren

an die objective Vernunft und müssen sich desshalb auch ihrem abweisenden Machtspruch unterwerfen.

Wer sich einmal auf den Standpunkt des Begrifflichen stellt, soll auf dem Standpunkt des Begreiflichen bleiben.

Aus allem Obigem ergiebt sich: der Gott, den Manche als einen überirdischen wollen begriffen haben, ist ein exclusiv humaner; er ist edel im Edlen, im Reinen ist er rein, finster dagegen und intolerant im verketzernden Gläubigen; sein mit der fortschreitenden Erziehung der Menschen fortschreitender Begriff ist der Masstab für die Civilisation der Menschheit, denn er ist das Abbild ihres besten und klarsten Geistes; er ist unsterblich, weil die Menscheit unsterblich ist, weil der Begriff in ewiger, nie alternder Jugend lebt, ein ernster unzerstörbarer Pfeiler, um darauf zu bauen einen Zufluchtsort für die leichtsinnig wandelbaren Vorstellungen!

X.

Tod und Unsterblichkeit.

Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet:
Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm!

Goethe.

Mit der Untersuchung des Gottesbegriffs steht in innigem Zusammenhang die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele. Ein Versuch ihrer wissenschaftlichen Beantwortung ist insofern gefahrvoll, als er das innerste Ich und die am liebsten gehegten Wünsche der meisten Menschen trifft, ja mit rücksichtsloser Objectivität treffen muss und desshalb stets einen Aufruhr von allerlei heftig entgegengeschleuderten Meinungen erregt. Allein wem es um wissenschaftliche Erkenntniss zu thun ist, der kümmert sich nicht um subjective Gefahren und nicht darum, dass die Kluft, die ihn von anderen Menschen trennt, desto tiefer und finsterer wird, je höher er gestiegen ist; denn weder willkührlich noch unsicher strebt er vorwäts: es treibt ihn, die hohe, lichte Brücke

der Nothwendigkeit zu durchschreiten, die über jene Kluft geschlagen ist und von vernunftgemäss zusammenhängenden Schlussketten ewig dauerhaft getragen wird; es treibt ihn, zum Gipfel der Wahrheit zu gelangen und dort den einzigen Ort seiner Verehrung anzutreffen. Denn nicht das bisher Heilige ist ihm wahr, sondern nur das Wahre ist ihm heilig.

So mögen denn auch hier einige folgerichtige Gedanken über die Unsterblichkeit angeführt werden, — nicht als Polemik gegen andere Ansichten, sondern als unabhängige, aber gewissenhafte Betrachtungen über einen hochwichtigen Gegenstand. Solcher Betrachtungen können nie zu viele gemacht werden; sind sie auch nicht an sich werthvoll, so haben sie doch ihren Werth dadurch, dass sie die allgemeine Aufmerksamkeit stets wieder auf die lebenswichtigen Begriffe hinlenken und so wenigstens Gelegenheit zu Vergleichung und Berichtigung geben. —

An die Spitze dieser Untersuchung müssen die Sätze gestellt werden:

Nur das Sinnliche ist individuell; das Geisti-

ge dagegen ist stets universell. Das sinnliche Besondere hat seine bestimmte Farbe und stösst das Andere ab; das geistige Allgemeine aber hat in sich die Unterschiede des Besonderen verschmolzen und ist selber farblos klar.

Das Sinnliche stirbt ab; es wird zwar nicht durchaus vernichtet, aber in seinem Wesen stirbt es ab, seine Individualität geht zu Grunde. Das Geistige dagegen stirbt nicht; seine Allgemeinheit liegt nicht in den Fesseln des Raumes und der Zeit.

Was ist aber sinnlich? Die gesammte Erscheinungswelt und mit ihr unsere gesammten Vorstellungen. Geistig aber sind die Verhältnisse dieser Vorstellungen zu einander.

Die Verhältnissglieder sind daher sterblich; die Verhältnisse selber sind unsterblich. Subject und Prädicat wechseln ab; der Ausdruck ihres Verhältnisses, das geistige Urtheil, ist ewig.

Nun aber unterscheidet sich ein Mensch vom anderen durch seine Individualität, d. h. seine Subjectivität ist einzig begründet durch das sinnliche Element in ihm. Das Geistige ist subjectiv

und als solches unabhängig vom Individuum, allen Gleichförmigen gemeinsam. Wenn z. B. Jemand einen mathematischen Satz behandelt, so ist individuell an ihm die Stimme, mit der er ihn entwickelt, der Ausdruck, wodurch er dies thut, die Geberden, womit er das Ganze begleitet, das Feuer, das er hineinzubringen weiss; kurz: individuell, ihn allein charakterisirend ist das sinnliche Leben in ihm. Dieses stirbt ab. Was ist das Geistige? Die mathematische Wahrheit selber. Die ist unsterblich.

Denn was verlangt man eigentlich von der Unsterblichkeit? Die „Auferstehung“ des Sinnlichen? Unmöglich; unmöglich nämlich, wenn wir vernünftig reden wollen. Unsere sogenannte sinnliche „Hülle“ löst sich ja vor unseren Augen auf; seit Jahrtausenden kehrt sie fortwährend in den Schooss der Mutter Erde zurück, zerlegt sich dort und geht neue Verbindungen anderer Art ein; sie selbst ist in ihrem Wesen vernichtet, sie bleibt nicht die Einheit des Leibes, sondern wird eine Vielheit von Körpern.

Das Sinnliche also ist sterblich.

Was darf nun noch auf die Unsterblichkeit Anspruch machen? — Das Geistige; die Wahrheit erhält sich ja unbekümmert um Zeit und Ort; was wahr vor Jahrtausenden war, bleibt wahr auch nach Jahrtausenden; was wirklich gut und schön in der Vergangenheit war, ist auch gut und schön in aller Zukunft.

Das Geistige also ist unsterblich. Das heisst: [1]
„Unsterblich und allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziele wesentlich liegt, was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt immer wiederkommen und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muss: das rein Wahre, Gute und Schöne. Je reiner und edler etwas in unserer Natur ist, desto mehr geht es aus sich heraus, entsagt seinen eigenen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig. — Zum Uebergange dieses Beitrags in den gesammten ewi-

gen Schatz der Menschheit gehört nothwendig eine Ablegung unseres Ich."

Ja, dazu gehört eine Ablegung unseres Ich. Denn das Ich ist Ich, Person, Individuum durch das Sinnliche in ihm; was geistig an ihm ist, ist Gemeingut, ist über ihm liegende Wahrheit. Indem man nur das Geistige unsterblich sein lässt (und dieses nur darf man unsterblich sein lassen), hat man mit Nothwendigkeit die persönliche Fortdauer unserer Seele negirt.

Der Geist bleibt, die Seele geht zu Grunde; der Gedanke lebt, die Denkenden sterben ab.

Das sind die unumgänglichen Schlussfolgerungen aus der Unsterblichkeit des Geistigen, vor denen freilich die meisten Menschen zurückschrecken. Denn ob sie sich auch schämen, auffallend der Vernunft entgegen zu reden, ob sie auch scheinbar zugeben, nur die Ewigkeit des Geistes zu wünschen: so ist es ihnen doch nicht um den Geist zu thun, sondern um seine Hülle, nicht um das Objective, sondern um das Subject, nicht um das Uebersinnliche, sondern gerade um das Fleischliche. Dahin geht denn auch die Sehn-

sucht nach einem Wiedersehen in der anderen Welt. Wie der Verstorbene stand und ging, möchte man da wieder sehen; wie er sprach, möchte man wieder hören; wie er „leibte und lebte," möchte man wieder erfahren; man erinnert sich mit Wehmuth, zu jener Zeit da oder dort mit ihm gewesen zu sein; man erinnert sich, dass er in jener Gegend wohnte, dass er auf diesem Platze sass. Und je mehr man dergleichen denkt, desto sehnsüchtiger wünscht man die Unsterblichkeit der „Seele" und das Wiedersehen nach dem Tode. — Man erkenne aber doch nur, dass dies Alles sinnlich ist, dass all das Sinnliche abstarb, dass also jener Wunsch ein durchaus unvernünftiger ist.

Was wirklich geistig am Verstorbenen war, das ist nicht vernichtet; das lebt ungebunden weiter, bewahrheitet seine gültige Allgemeinheit an jedem besonderen Falle; und im Vergegenwärtigen dieses Geistigen vergegenwärtigen wir uns den verstorbenen Geist, im Fortleben jenes, lebt auch das Andenken an diesen. — Wer freilich bei seinem Tode ein Geistiges nicht zurück-

liess, wer gelebt hat, ohne um die Allgemeinheit sich zu kümmern, wer gestorben ist, ohne ein anderes Andenken zurückzulassen, als das Andenken an seine Sinnlichkeit: der ist todt für alle Ewigkeit. Denn nur die allgemeine Wahrheit ist der ewige Strom der Unsterblichkeit; nur wer bis zu ihm gedrungen, wer in seinen Wellen sich gebadet, wird fortgetragen durch alle Räume und alle Zeiten in den Hafen der Unendlichkeit.

Fassen wir die obigen Gedanken noch einmal kurz zusammen:

Nur das Sinnliche *ist* individuell, aber es stirbt ab; nur das Geistige ist unsterblich, aber es ist universell; desshalb giebt es keine persönliche Fortdauer nach dem Tode, sondern nur ein ewiges Leben der Wahrheit.

Diese Sätze sind so einfach und klar, dass sie den meisten Menschen unmöglich können entgangen sein. Und in der That: sie sind Gemeingut unserer Gesellschaft, wenn man sie auch nicht Wort haben will.

Es ist falsch, dass die Allgemeinheit der Menschen irgend jemals an die persönliche Unsterblichkeit wirklich geglaubt hätte, wenn sie sich auch nicht traute, den Unglauben daran offen auszusprechen. Würden die Menschen sonst so untröstlich traurig werden beim Tode eines Nebenmenschen, da sie doch nicht so traurig sind, wenn er sich von ihnen trennt, um ein grosses irdisches Gut zu erlangen? Würden sich sonst auch die Frömmsten unter ihnen trotz der unzähligen Predigten so unsäglich vor dem Tode fürchten, da sie doch nach ihrem Glauben in ein Land von Licht und Herrlichkeit hineinzukommen bestimmt sind? Würde man sonst die Aufopferung für einen Freund, für eine Idee, für das Vaterland als die höchste moralische That betrachten, da ja nur ein elendes, qualvolles Leben mit einem paradiesischen vertauscht wird? Wozu noch Erforschung der Wahrheit? Wozu noch neue Erfindungen? Wozu Ausbildung des Körpers? Wozu Sorge für seine Bequemlichkeit? Lasset doch alle diese Dinge unberücksichtigt, denn euer jetziges Leben ist nur ein provisorisches, ein Nichts im

Vergleich zur Unendlichkeit; die Erde werdet ihr ja doch verlassen, den Körper werdet ihr doch verlieren, dort oben werdet ihr Alles besser haben und besser erkennen. Kümmert euch also einzig und allein um euer Seelenheil und seid froh, wenn Einer von euch stirbt, seid froh, wenn ihr selbst sterbet, denn ihr gehet Alle in den Himmel ein. Denkt an die wahrhaft religiösen Worte eines der vortrefflichsten Frommen, die es je ge-
2 geben hat: „Die Krankheit ist der natürliche Zustand des Christen, weil er erst durch sie in jener Verfassung sich befindet, in welcher er immer sein sollte, in der Erduldung der Uebel, in der Entbehrung aller Güter und aller Vergnügungen der Sinne, in der fortwährenden Erwartung des Todes.“ So ist die gesellschaftliche Consequenz des Christenthums überhaupt und speciell des christlichen Unsterblichkeits-Glaubens das Mönchsthum; abgesondert von allem fleischlichen Verkehr, abgezogen von allen sinnlichen Vergnügungen, seinen Körper abtödtend, nur auf den Himmel bedacht zu sein, ist bei diesem Glauben die einzig passende Aufgabe des Menschen.

Aber diese Consequenz existirt durchaus nicht in der Gesellschaft, und so existirt in Wirklichkeit auch jener Glaube nicht. Was man darüber redet, ist in den meisten Fällen gedankenlose Unterhaltung. So lange man physisch wohl ist, gefällt man sich darin, für sein Leibliches zu sorgen und sich's recht behaglich in dieser sündigen Welt einzurichten; wenn man aber krank wird, möchte man freilich theoretisiren und geistreich sein und möchte in Bausch und Bogen mit dem bequemen Dampfwagen in's himmlische Jerusalem hineinfahren. Aber das geht eben nicht; hier giebt es nur ein Entweder — Oder. Entweder am starren Glauben unwandelbar festhalten und auf die Vernunft Verzicht leisten, wie es der Katholicismus thut; oder aber alle Consequenzen des klaren Rationalismus aufnehmen, von der Sterblichkeit des Individuums überzeugt sein, alles Gute und Schöne in dieser Welt aufsuchen und in sie hineinlegen, in jedem Menschen das Göttliche erkennen, jeden Menschen mit vernünftiger Liebe behandeln — in der steten Ueberzeugung, dass er ja bald nicht mehr sein wird

und dass wir ihm desshalb, so lange er ist, eine geistvolle Güte sollen angedeihen lassen. Zwischen den beiden Extremen schwanken, mit dem linken Fuss auf die menschliche Vernunft sich stützen wollen und mit dem rechten am dogmatischen Glauben haften, ist das elendste Loos, das man wählen kann; denn zwischen beiden liegt eine tiefe, finstere Kluft, in die man hinein stürzt, so finster wie die Nacht, die den sonnenhellen Tag vom regnicht trüben scheidet. Bleibt also lieber mit beiden Füssen am klaren Ufer.

8 „Geniesst das Gute des Lebens und verringert nach Kräften die Uebel desselben! Glaubt, dass es besser sein kann auf der Erde, als es ist; dann wird es auch besser werden. Erwartet das Bessere nicht von dem Tode, sondern von Euch selbst! Nicht den Tod schafft aus der Welt; die Uebel schafft weg — die Uebel, die aufhebbar sind, *die* Uebel, die nur in der Faulheit, Schlechtigkeit und Unwissenheit der Menschen ihren Grund haben, und gerade diese Uebel sind die schrecklichsten. Der naturgemässe Tod, *der* Tod, der das Resultat der vollendeten

Lebensentwicklung ist, ist kein Uebel; aber wohl der Tod, der eine Folge der Noth, des Lasters, des Verbrechens, der Unwissenheit, der Rohheit ist. Diesen Tod schafft aus der Welt, oder sucht ihn wenigstens so viel als möglich zu beschränken!" So spricht zum Menschen der Rationalismus.

Man macht sich also eine grundfalsche Vorstellung, wenn man glaubt, dass der Mangel des Unsterblichkeits-Glaubens eine Oede in der Seele zurücklässt, oder gar die Menschen zur Immoralität treibt. Gerade weil die Unsterblichkeit mangelt, wird das Sterbliche ein inhaltsvolles; gerade weil es kein anderes Leben giebt, sollen wir dieses Leben gut anwenden; gerade weil es nach dem Tode keine Belohnung und keine Bestrafung giebt, sollen wir das Gute um seiner selbst willen thun, das Böse um seiner selbst willen meiden. Das ist die ungeheuere moralische Bedeutung des Negirens der Unsterblichkeit. Damit Sie von dieser moralischen Bedeutung sich besser überzeugen, mögen hier einige Gedanken von Ludwig Feuerbach, dem geistreichsten Apostel

5 des Todes,. angeführt werden. „Alle Handlungen des Menschen lassen sich aus Liebe ableiten, in allen lässt sie sich finden und erkennen. Es ist unmöglich, dass der Mensch bloss für sich selbst sei. Sein ist beziehungsreiche Fülle, inhaltsvolle Verbindung, der unerschöpfliche Schooss der mannigfaltigsten Zusammenhänge; was ist, ist nothwendig mit Anderem, in Anderem, für Anderes. Der Mensch liebt und muss lieben. Aber die Liebe desselben ist sehr unterschieden, und ihre Wahrheit und ihr Werth bemisst sich nach dem Inhalt und Umfang des Geliebten. Je tiefer der Inhalt ist, der der Gegenstand seiner Liebe ist, desto grösser ist auch sein Umfang; und nach diesem Umfang des geliebten Gegenstandes lässt sich der Werth der Liebe so bestimmen: Je mehr Du von Deinem Selbst aufgiebst, desto grösser und wahrer ist Deine Liebe. Denn lieben kann man nicht, ohne sich selbst aufzugeben; denn liebend lebe ich mich in ein Anderes hinein, ich setze mich, mein Wesen, nicht in mich selbst, sondern in den Gegenstand, den ich liebe; bin ich nicht liebend nur für mich, so setze ich liebend

mich für ein Anderes, ich habe kein eigenes, kein Fürmichsein mehr, das Sein des Anderen ist mein Sein. Der Mensch, wie er nicht liebt, bloss für sich ist, ist da nur ein natürliches Wesen, sein Sein ein natürlich selbständiges, unvermitteltes; aber das sittliche, das Menschenwesen des Menschen ist eben, sein blosses natürliches Selbstsein aufzugeben, in dem Sein eines Anderen den Grund seines Seins zn haben. Alle Liebe, alle Liebesarten haben dies gemeinschaftlich, dass sie Selbstaufgebung, Selbstopferung sind.

Die Liebe wäre desshalb nicht vollkommen, wäre kein Tod. Die freie That des Menschen muss zugleich in der Natur als Nothwendigkeit existiren, die geistige Aufgebung des Selbst zugleich eine natürliche, leibliche sein. An und für sich ist der Tod als natürlicher das letzte Versöhnungsopfer, die letzte Bewährung der Liebe. Der Tod hat seinen Mittelpunkt im Geiste selber, bewegt sich um ihn wie ein Planet um seine Sonne. Indem Du liebst, erklärst und erkennst Du die Nichtigkeit Deines blossen Fürdichselberseins. Einmal nur bist Du reines Ich, blosses

Selbst, Einmal nur für Dich ganz allein, und dieser Augenblick ist der Augenblick des Nichtseins, des Todes. Und der Tod ist daher, eben weil er die Offenbarung Deines Fürdichseins ist, in Einem die Offenbarung der Liebe; es tritt in ihm Dein Fürdichsein für sich selbst auf, aber eben darin, dass dieses Selbst im Augenblick der Isolirung todt, Nichts ist, in dem Augenblick, wo es ohne den Gegenstand sein will, nicht ist, ist er Offenbarung der Liebe, Offenbarung, dass Du nur in und mit dem Gegenstande sein kannst.

Sonderbar ist es, dass die Menschen nur vor den Abgründen der Zukunft, aber nicht vor denen der Vergangenheit zurückbeben, und nur bekümmert um das Nichts oder Etwas nach dem Leben, nicht auf das Nichts vor dem Leben zurückschauen, nur vorwärts, nicht hinter sich blikken. Du warst schon einmal, vor dem Leben, Nichts; gesetzt, Du wärest vor dem Leben schon einmal gewesen, so wäre doch damit nichts gewonnen; denn Du weisst es nicht, dass Du gewesen bist. Das Sein des Menschen ist aber nur bewusstes, persönliches Sein, erst mit dem Wis-

sen geht sein Sein an; nach der Dauer des Wissens bemisst sich die Dauer des Seins, mit dem Abbruch des Wissens ist das Sein selbst abgebrochen; ein Sein, ohne dass ich weiss, dass ich bin, ist kein Sein für mich. In der ersten Zeit Deines Lebens warst Du noch nicht Du, dieses persönliche, bestimmte Wesen, das erst mit der Erfassung seiner selbst persönlich wird und erst an und in dieser Persönlichkeit das Mass seines Seins und seiner Dauer hat. Dass Du einst Kind gewesen, dass Du der Nämliche bist, der Du als Kind warst, weisst Du nicht durch Dich, sondern durch Andere. So sehr sind die Anderen in Dein innerstes Leben verwebt, dass Dein Wissen von Dir ein durch das Wissen der Anderen von Dir vermitteltes Wissen ist. Dein Bewusstsein von Dir war anfänglich ausser Dir, die Anderen selbst waren Dein Bewusstsein, in das Wissen der Anderen war Dein Sein aufgenommen; erst später, indem Du auch körperlich und äusserlich Dich verselbständigst, wirst Du auch innerlich, geistig, selbständig; das Wissen Anderer von Dir wird nun auch Dein eigenes Wissen, das äussere Be-

wusstsein ein inneres; Du empfängst gleichsam aus der Hand der Anderen Dein Bewusstsein als ein schon zubereitetes. Wie Du leiblich im Schoosse einer Mutter umschlossen und umfasst von ihr lagst; so ist der Mutterschooss Deines Selbst das Bewusstsein der Anderen, von dem Du umfasst warst, ehe Du Dich umfasstest; aber das Wissen Anderer von Dir und Dein Wissen von Dir bleibt immer im Leben ein innig in sich verwebtes Wissen. Wie Deine erste Speise eine im Mutterleibe zubereitete, die Milch der Mutter war; so saugst Du Deine Persönlichkeit gleichsam an und von der Brust der Menschheit ein. Der Tod ist nichts Anderes, als die Handlung, worin Du Dein Bewusstsein wieder Anderen zurückgiebst und einhändigst. Dein Wissen tritt in ihm wieder aus Dich hinaus, Dein eigenes Wissen wird, wie Anfangs, wieder nur ein Wissen der Anderen von Dir, ein Wissen, das jetzt Erinnerung, Andenken, Gedächtniss ist. Das Bewusstsein ist gleichsam ein Amt, das Du während des Lebens verwaltet hast; im Tode legst Du es nieder. Wie Du Anfangs nur im Bewusst-

sein der Anderen existirtest, so existirst Du endlich wieder nur in ihrem Bewusstsein.

Der Mensch tritt als ein Einzelner — und jeder trat so hinein — in die Menschheit ein als ein Ganzes; das Bewusstsein ist aber die Menschheit selbst, das ungetrennte Ganze in der Form des Wissens. Es ist der absolut feste, unzerstörbare, unverrückbare Mittelpunkt, die Sonne der Menschheit. So gut, wie die sinnliche Natur, ist es eine Welt, in die der Einzelne hineintritt. Wie die Aehre an der Sonne, so reifst und zeitigst Du zu einer Person heran, beschienen vom Sonnenlicht des ewig geschlossenen und ewig jungen, innerhalb seiner stets entwickelnden und schaffenden Bewusstseins der Menschheit. Im Tode sinkst Du ermüdet von der den Einzelnen anstrengenden, ihn verzehrenden Sonnenhitze des Bewusstseins in den ewigen Schlaf, die bewusstlose Ruhe des Nichts zurück. Wie kannst Du aber nun klagen, dass Du sterblich bist, wenn Du nicht klagst, dass Du einst Kind, einst gar nicht warst? Wie kann Dir bangen vor dem Tode, da Du schon einmal gleichsam den Tod be-

standen und durchgemacht hast, schon einmal Das gewesen bist, was Du einst wieder werden wirst? Schaue doch auf Das zurück, was Du vor dem Leben gewesen bist und was vor Deinem Leben war, so wirst Du nicht mehr zittern vor Dem, was Du nach dem Leben sein wirst, nicht mehr zweifeln, dass Etwas auch ohne Dich nach demselben und was nach demselben sein wird. Oder schaue doch wenigstens in das Leben hinein, so wirst Du schon in ihm finden, was Dir erst am Endpunkt des Lebens Gegenstand wird. Dein Sein ist immer nur in der Gegenwart des mit seinem Sein zugleich verschwindenden Augenblicks. Dein ganzes Leben ist ein ununterbrochener Erinnerungsprocess, Alles in Dir und Du mit ihm vergehst; mit diesem Vergehen wird es Object der Erinnerung, des Geistes. Wenn nun Dein ganzes Sein ein ununterbrochener Erinnerungs- und Vergeistigungsprocess ist, kannst Du wohl mit dem Tode diesen Act abbrechen oder musst Du nicht vielmehr in ihm nur die Offenbarung und Vollendung dieses Acts erkennen? Du existirst ja schon im Leben, seinem vergangenen Theil

nach, nur als erinnerte Person, Dein Leben beschliesst sich daher damit, dass Dein ganzes Sein endlich in ideales Sein sich verklärt, dass Du aus einer wirklichen Person eine vorgestellte, ein blosses Object der Vorstellung, ein nur Mitgetheiltes und Mittheilbares — ein Wort, ein Name wirst. Du lebst nur so lange, als Du Etwas mitzutheilen hast, hast Du Alles mitgetheilt, ist Nichts mehr übrig, als die letzte trockne Hülse Deiner Persönlichkeit, so giebst Du Dich selbst hin. Diese Hingebung ist der Tod. Das letzte Wort, das Du sprichst, ist der Tod, in welchem Du Dich ganz aussprichst und Andern einsprichst; er ist der letzte Act der Mittheilung."

„Das Leben mit dem Tode handelt
Und immer Sein in Schein verwandelt,
Stets legt sich ab von Dir ein Stück,
Und existirt nur noch im Blick.
Ein Augenblick ist stets Dein Sein,
Dein ganzer Rücken ist nur Schein;
Der Schein dringt aber immer weiter,
Der Schein macht immer mehr sich breiter.
Bis endlich Du ein Schein wirst ganz,
Aus Feuer wesenloser Glanz."

XI.

Gesellschaftliche Folgerungen.

> Pour marcher avec sûreté,
> il ne suffit par d'en avoir le désir
> et de posséder des jambes; il faut
> de plus des yeux pour se conduire.
>
> *Comte.*

Also giebt es keinen überirdischen Gott? Also giebt es keine persönliche Unsterblichkeit? Soll das allgemein angenommen werden? Ist dies der Zweck der ganzen Untersuchung?

Durchaus nicht.

Man nehme an, was man will; was man nach seiner Ueberzeugung wollen muss. Nur zwei Punkte übersehe man dabei nicht; denn sie vernachlässigen, hiesse, seiner Menschenwürde sich entäussern und sich werthlos machen. Der erste Punkt ist: eine bestimmte Ansicht sei nur nach ernstlicher Ueberlegung angenommen; man sei sich sowohl ihrer klar bewusst, als auch aller ihrer Consequenzen; gedankenloses Nachbeten des einmal Hergebrachten und Vernachlässigung seiner wesentlichen Folgerungen ist hier, wie

überall, erbärmlich. Der zweite Punkt, auf welchen der Mensch hiebei mit seiner ganzen Seele bedacht sein muss, ist: dass er die Ueberzeugung Anderer, wenn sie auch von der seinigen abweicht, als etwas Heiliges betrachte, dass er nicht einen Menschen desshalb, weil er andersgläubig oder anderswissend ist, zugleich als unmoralisch verschreie, dass er dieselbe Achtung vor dem gegnerischen Standpunkt habe, die er für sich beansprucht.

Es liegt ein viel tieferer Sinn, als man gewöhnlich annimmt, im bekannten Worte jenes grossen Monarchen: Jeder kann auf seine eigene Art seelig werden. Mit anderen Worten soll dies ja ausdrücken, dass das Object des Glaubens selbst gleichgültig ist und es nur auf die Art seiner Ausübung ankommt, dass die Sittlichkeit, unabhängig von Glaubenstheorien, ihren Bestand im Menschen als solchen hat, gleichviel ob er gläubig ist oder nicht.

Demnach ist es falsch, zu sagen, dass Derjenige, welcher den überirdischen Gott und die persönliche Unsterblichkeit negirt, nichts Heiliges

mehr anerkenne und den Menschen entwürdige; es ist falsch zu sagen, dass Derjenige, welcher den dogmatischen Glauben als vernunftwidrig von sich weist, Halt und Stütze verliere und in Unsittlichkeit gerathen müsse. Vielmehr ist jeder Mensch, der aus aufrichtiger Ueberzeugung spricht,
ein wahrhaft religiöser; und es ist besser, ein 1
ernster, consequenter Denker unter allen Umständen zu sein, als einen vernunftlosen, aber vernünftelnden Glauben zu haben.

Dass man also von vornherein die gewissenhafte Forschung achten möge, dass man Ehrfurcht habe vor einer Lehre, die den Menschen stark genug macht, in sich selbst seinen Halt zu finden, im Glück der Nebenmenschen sein Glück zu suchen: dazu nach Kräften beizutragen, ist der einzige Zweck der vorangegangenen Untersuchung. Das Denken jedes Menschen entwickelt sich an der Hand der Nothwendigkeit nach den Gesetzen des Geistes; was also wirklich gedacht ist, ist ein geweihtes Product des menschlichen Wesens; und dessbalb ist anerkennende Toleranz die erste humane Tugend.

Von Niemand ist diese Wahrheit so sinnig liebenswürdig und doch so kräftig bethätigt worden, als von Jesus Christus, dem grossen heiligen Manne der alten Zeit und aller Zeiten. Aber eine Schmach ist es, zu sehen, wie Diejenigen, die sich Jesu Nachfolger nennen, seine blossen Worte gedankenlos auswendig lernen, seine Thaten nach ihrem Gutdünken bald zu Wundergeschichten ausbeuten, bald vernünftig erklären wollen, in ihren Handlungen aber seiner Lehre unmittelbar entgegen sind und mit derselben Wuth die thatsächlichen Nachdenker Christi verfolgen, mit welcher er selbst vom theologischen Pöbel seiner Zeit verfolgt worden ist.

Desshalb wird es eine edle und nothwendige Aufgabe aller denkenden Menschen, die Gesellschaft auf diesen schreienden Misston der Gegenwart aufmerksam zu machen, aufmerksam zu machen auf die ungeheuere Heuchelei, unter deren Last die heutige Zeit grössten Theils seufzt. Denn dadurch wandelt die Gesellschaft auf einen Pfad, welcher um so gefährlicher ist, je geringer die Aussicht auf eine Abhülfe wird, je mehr die

materielle Richtung der Neuzeit die Aufmerksamkeit davon ablenkt. In der That nehmen die industriellen Unternehmungen den Sinn der meisten Männer in Anspruch, und je mehr sie auf das Haben bedacht sind, desto weniger denken sie an ihr Sein; je machtvoller der nächste äussere Zweck anzieht, desto elender werden die inneren Mittel.

So gewinnt auf dem glänzenden Bilde des
industriellen Lebens der düstere Hintergrund einen 2
immer grösseren Raum. Am Rande des scheinbar heiteren Himmels sammeln sich die schwarzen Wolken, und ab und zu erschreckt ein greller Blitz die Gemüther und verkündigt das Herannahen einer gewaltigen Fluth. Kaum ein Menschenleben ist vergangen, seit der Terrorismus der französischen Revolution den Sinn der betäubten Menschheit aus ihrem Schlaf rüttelte, und stets wieder steigen weltgeschichtliche Gespenster auf; kein Stand ist mit seiner Lage zufrieden, Alles will seine Emancipation, und durch die äusserlich ruhige Gesellschaft hallt dumpf hindurch das heisere Schreien des Socialismus und Communismus.

Es ist klar: wir stehen am Vorabend einer gesellschaftlichen Wandelung. Ein Altes ist für immer abgestorben, mit ängstlicher Hast wird nach Neuerem gehascht; eine feste Burg ist zerstört und aus den Trümmern grinst brod- und obdachlos das geistige Elend. Der blinde, der fromme Glaube ist verschwunden, der Sinn dafür ist unwiederbringlich verloren; kaum einmal findet man ihn noch vereinzelt an entlegenem Orte. Der Geist der Menschheit will andere Nahrung und sucht auf allen Wegen und allen Irrwegen sie zu erjagen; der todte Buchstabe, den man noch aufrecht halten will, genügt ihm ja nicht, die christliche Taufe wäscht seinen Unglauben nicht mehr rein, denn das Wort des überirdischen Gottes erschallt nicht mehr vergeistigend an seinen tauben Ohren.

Gegenüber diesem Zustande der Gesellschaft, gegenüber der leblosen Schrift, die in Staatsschulen gelehrt wird, und dem lebendigen Unglauben, der in der Wirklichkeit sich breit macht: wird es eine beseeligende Aufgabe der Erziehung,

das junge Gemüth mit den Grundsätzen reiner Humanität auszustatten und ihm in der Liebe seiner Nebenmenschen die immer feste Grundlage seines Lebensglücks zu bauen.

Diese heilige, welthistorische Aufgabe fällt in der Gegenwart den Müttern anheim; auf sie, auf ihren Geist, auf ihre Erziehung ist die Zukunft der Gesellschaft gegründet; von ihnen verlangt man das hochsinnige Gegengewicht gegen den nackten Egoismus, der uns tief zur Erde zu ziehen droht. Um aber dem gewachsen zu sein, dazu gehört eine Seelenbildung, welche nur durch die tiefste Kenntniss der wissenschaftlichen Humanität gewonnen werden kann. Sprechen wir es offen aus: Wissenschaftliche Frauenbildung ist die gewaltige Idee, welche wie eine rettende Gottheit dem denkenden Menschen vorschwebt, noch verschleiert freilich, aber durch die geheimnissvolle Hülle erkennbar an Gestalt.

Nicht umsonst ist es, dass man jetzt ein so grosses Gewicht auf die Philosophie der Geschichte legt, nicht umsonst, dass man neben der verkümmerten Wirklichkeit die Idee aufsucht,

die in ihr zur Geltung hätte kommen sollen: an diesem inneren Geistesleben gewinnt man den Masstab für den Cultur-Fortschritt der Menschheit. Gleich dem Thermometer, welcher desto besser ist, je empfindlicher er die Temperatur anzeigt, ist ein historischer Masstab desto vorzüglicher, eine je grössere Empfindlichkeit er für jene menschheitliche Wärme besitzt, die wir Civilisation nennen. Einer der zartesten Thermometer dieser Art nun, ein sinniger Masstab zur Beurtheilung des humanen Fortschrittes irgend eines Volkes, ist die gesellschaftliche Stellung der Frauen und, was dasselbe ist, der Sinn für das Familienleben bei diesem Volke. Durchsucht alle Blätter der Weltgeschichte: wo ihr seht, dass die Frauen nur zu rohem Genusse dienen, könnt ihr unfehlbar auf einen tiefen Grad der Cultur schliessen; wo ihr seht, dass für Ehe und Familienleben kein Sinn im Volke besteht, könnt ihr mit Gewissheit den Untergang dieses Volkes prophezeien. So starben die Griechen, obgleich ausgezeichnet durch ihren Schönheitssinn; so starben die Römer, obgleich ausgezeichnet durch die

Entwickelung der Rechtsidee. Aber das germanische Wesen mit seiner Pietät für die Familie blüht fort und wird fortblühen, so lange es diese behält.

Indessen wird das Bewusstsein der Menschheit mit dem Fortschritt der Zeiten inhaltsvoller und gewichtiger; was früher hinreichte, um es zu tragen, ist jetzt zu schwach dazu; wenn für den Zustand einer ruhig frommen Gesellschaft der blosse Instinct der Frau die Erziehung entsprechend leiten konnte, gehört zur Heranbildung und Einführung eines Kindes in das jetzige Schlachtgewirre des Wissens einerseits und des rastlosen Materialismus andererseits, eine tiefgebildete Mutter. Auf dieses Moment also richtet sich die energische Anforderung der Zeit; von humaner Wissenschaft dürfen die Frauen nicht mehr ausgeschlossen werden.

Dieser Gedanke ist denn auch, freilich noch dunkel, zum Gemeinbewusstsein geworden; desshalb das stets neu auftauchende Wort Emancipation, das zur Parole der Wünsche geworden ist und nun und nimmer unterdrückt werden wird.

Allerdings giebt es eine Menge von Leuten,

die über diesen Gedanken lieber alle vernichtenden Mächte heraufbeschwören möchten, die eine Sache von vornherein desshalb verwerfen, weil einige missverstehende Anhänger zu weit darin gegangen. Aber eine gute Sache desshalb ganz verwerfen, ist denn doch noch schlimmer, als zu weit darin gehen. Für solch starres Abweisen hat die Neuzeit keinen Platz mehr; sie verlangt, dass man ihren Anforderungen Gehör leihe, auch wenn sie nicht geziemend vorgebracht werden; das Unglück hat ein Recht, ungestüm zu sein. Tadelt das Ungestüm, aber helft dem Unglück ab. — Wer leugnet denn, dass man in den meisten neueren Ideen zu weit gegangen ist? Ja, es ist wahr, um schon von da zu beginnen, dass man in der grossen französischen Revolution viel zu weit gegangen ist, dass ihr Terrorismus in keinem Falle entschuldigt werden darf; aber desshalb soll man nicht vergessen, dass ihr Grundgedanke der Gleichberechtigung ein heilsamer und nothwendiger war und dass noch nie eine Bewegung einen so gewaltigen Fortschritt der Civilisation herbeigeführt. Ja, es ist wahr, dass die

Theorien des Socialismus und Communismus in verwerfliche Hirngespinnste auslaufen; aber desshalb darf man ihren eigentlichen Zweck und den gesellschaftlichen Grund, aus dem sie entstanden, das Elend der Arbeiter-Klasse, nicht unberücksichtigt lassen. Ja, es ist wahr, dass man die Frauenemancipation auf die ungebührlichste Weise übertrieben hat, dass man, die Bedeutung der Frauen für das Familienleben verkennend, ihnen eine Stellung anweisen wollte, die stets nur den Männern zukommen wird; aber desshalb darf man sich nicht abwenden von dem Bedürfniss, dem jene Bestrebungen einen Ausdruck geben wollten.

Der grösste Fehler, den man bei der Beurtheilung geistiger Erscheinungen begehen kann, ist, sich der hergebrachten, engbrüstigen Fachwerke zu bedienen, umalles Neue und für sich Selbständige bald ins eine bald ins andere hinein zu werfen. Es ist also ein grober Fehler, desshalb, weil einige sogenannte Emancipatoren die Frauen ihrer Häuslichkeit und sonstigen gesellschaftlichen Banden entheben wollten, nun Jeden, der auch diesen Gegenstand behandelt, mit ihnen zu ver-

wechseln und jedem Gedanken an eine Verbesserung der Frauenzustände denselben Unsinn zuzumuthen. Nein, für grössere Ausbildung der Frauen sprehen, heisst nicht, sie aus ihrer Stellung bringen wollen; für wissenschaftliche Frauenbildung sprechen, heisst nicht, der Häuslichkeit entgegen sein; im Gegentheil: es heisst die Häuslichkeit und das Familienleben neu begründen und beleben, indem man sie durch eine tief gebildete Lebensanschauung unterstützt. Auch wir sind tief überzeugt von der Wahrheit folgen-
3 der Worte eines berühmten Gelehrten: „So gewiss eine Sicherstellung und Hochhaltung des Weibes in der Familie ein Beweis und eine Quelle der Gesittigung ist; und so unbestreitbar Sclaverei und unwürdige Behandlung desselben gleichen Schrittes geht mit Barbarei: ebenso verkehrt nach entgegengesetzter Richtung ist die sogenannte Emancipation der Frauen, d. h. deren Losreissung von ihrem natürlichen Boden, dem Wirken in der Familie, und ihr Eintreten in das öffentliche Leben und in die Wirksamkeit der Männer, in welcher jene verwildern, während diese

die Ruhe und Sittlichung des Hauses verlieren.“ Ohne Zweifel. Aber man verwechsle nur nicht vernünftige und unvernünftige Neuerungen. Die Familienstellung der Frauen wird gewiss ganz dieselbe bleiben; denn sie hängt nicht von der subjectiven Ansicht Einzelner ab, sondern ist tief begründet im Wesen des Menschen. Wie bisher, sollen und werden sie nur für die Familie sorgen, wie bisher sollen und werden sie nur in ihrem engen Kreise wirken. Aber innerhalb dieses Kreises muss ihr Geist tiefer gebildet sein; was an Extension mangelt, muss an Intensivität gewonnen werden. Das Wenige, was man ihnen an geistiger Ausbildung angedeihen lässt, sei mit bedeutungsvoller Gründlichkeit behandelt, es stütze sich auf die humane Philosophie, es berühre und erhelle auch das Gebiet der philosophischen Naturwissenschaften, damit eine grosse Weltanschauung die Mutter fähig mache, die kleine Welt ihres Kindes mit seelenvoller Harmonie einzurichten und sie zu jener Grösse auszubilden, zu der sie ausgebildet werden kann. Hier reichen Instinct, angeborene Herzensgüte und dergl. nicht aus; um

mit Sicherheit zu gehen, genügen nicht Füsse und guter Wille; man muss auch Augen haben, um die Richtung zu sehen.

Tiefe wissenschaftliche Frauenbildung ist also das erste Erforderniss unserer Zeit. Diese Idee kann unmöglich auf die Dauer verkannt werden. Möge man in finsteren Gelehrtenkreisen noch so sehr dagegen sich verschliessen, mit immer grösserer Macht wird sie auftreten und ihr Gebiet sich erobern. Die enge und nur systematisch betriebene Philosophie hat sich überlebt; die Jahrtausende lang gereiften Früchte will sich die Gesellschaft nicht mehr vorenthalten lassen; an ihnen muss sie sich nun grossziehen, durch ihren Saft allein kann die Bildung eine gedeihliche werden; aber nur die Lippen der liebevollen Mutter darf sie dem kleinen Menschen mundgerecht machen.

Dass diese Idee vorläufig noch ein Ideal bleibt, ist gewiss; noch gewisser ist es aber, dass sie keine Chimäre ist. Klänge es nicht zu paradox, müsste man sie ein reales Ideal nennen, ein Ideal, dass seine Berechtigung aus der Wirk-

lichkeit herleitet und nur in der Umgestaltung vorhandener realer Elemente sich bethätigen will. Eine solche Idee ist das Bindemittel zwischen Gegenwart und Zukunft, ein Keim schlummernder Wirklichkeiten, welcher, einmal geweckt, mit urwüchsiger Energie seine Blüthen treibt.

Pflegen wir also diesen Keim; arbeiten wir aus allen Kräften an seiner Entfaltung; lassen wir uns nicht abschrecken durch die Betrachtung, dass die Wirklichkeit niemals dem Gedanken entspricht, sondern stets an der traurigen Unverträglichkeit des Endlichen mit dem Unendlichen krankt. Alles Geistreiche hat das ungeheuere Prärogativ, in jedem Theile seiner Allgemeinheit das Gedeihen des Besonderen zu enthalten. Ist daher die Realisirung einer Idee auch unvollkommen, gelangt diese auch nur theilweise zu ihrem Ausdruck: dieser verwirklichte Theil ist im Stande, Tausenden von Menschen Ruhe und Zufriedenheit zu geben.

Dies ist der Segen, der verbunden ist mit jedem Ringen nach dem Ideal.

XII.

Anhang.

(Anmerkungen und Citate.)

Wenn das Gerüste stehen bleibt, wird uns durch dasselbe der Anblick des Gebäudes entzogen.

A. Humboldt.

I.

1. (Seite 3.) „La dernière chose qu'on trouve en faisant un ouvrage, est de savoir celle qu'il faut mettre la première."

Pascal. (Pensées. 1. Theil, X, 29).

2. (Seite 4.) „Possedesse un uomo dei doti con angelica perfezione, s'egli avra il cuore sempre cosi morto e quella faccia magistrale, non ranimata mai nè dal sorriso dell' allegria nè dal dolce raggio della pietà, sara per me un di que' rosaj senza fiori che mi fanno temere le spine." *Ugo Foscolo.*

(Ultime lettere di J. Ortis.)

3. (Seite 9.) Goethe (Wahlverwandtschaften).
4. (Seite 10.) Wilh. Humboldt. (Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.)
5. (Seite 11.) Bernhard Cotta. (Briefe über Humboldt's Kosmos, I. pag. 7.)
6. (Seite 12.) „*Ἀναγκαιότεραι μὲν πᾶσαι αὐτῆς, ἀμείνων δ' οὐδεμία.*" *Aristoteles.* (Metaphysik I, 2.)

II.

1. (Seite 16.) In diesem Sinne ist das Wort Civilisation wohl am meisten von Guizot wissenschaftlich zur Geltung gebracht worden und zwar durch seine Geschichte der Civilisation in Europa und in Frankreich. Aus ersterem Werk gehört hieher die Stelle:

„La portion qu'on est accoutumé à nommer la portion philosophique de l'histoire, les relations des événements, le lien qui les unit, leurs causes et leurs résultats, ce sont des faits, c'est de l'histoire, tout comme les récits des batailles et des événements visibles. Les faits de ce genre, sans nul doute, sont plus difficiles à démêler; on s'y trompe plus souvent; il est malaisé des les animer sous des formes claires, vives: mais cette difficulté ne change rien à leur nature; ils n'en font pas moins partie essentielle de l'histoire. — Pour mon compte, je suis convaincu quil y a, en effet, une destinée générale de l'humanité et, par conséquent, une histoire universelle de la civilisation à écrire. Je me hâte d'ajouter que cette histoire est la plus grande de toutes, qu'elle comprend toutes les autres."

Guizot. (Histoire générale de la civilisation en Europe. Première leçon.)

2. (Seite 17.) Auf den Verhältnissbegriff stützt sich zunächst die Ableitung des Rechts in Stahl's Rechtsphilosophie; dann, obgleich weniger philosophisch, in Savigny's und Beseler's Systemen, etc. Vor Allen ist aber hier Ahrens zu nennen, der die Lebensverhältnisse sowohl nach ihrer factischen, als auch nach ihrer historischen und rationellen Seite hin als Grund-

lage der philosophischen Entwickelung des Rechtsbegriffs annimmt. Vergl. seine „Juristische Encyklopädie auf Grundlage einer ethischen Rechtsphilosophie," S. 15—47.

3. (Seite 18.) Bernhard Cotta. (Briefe über Humboldt's Kosmos. I., pag. VI.)
4. (Seite 18.) „Alexander von Humboldt hat sich im Kosmos die grosse Aufgabe gestellt, unser Wissen von dem Einzelnen der Natur zu einem Ganzen zu vereinigen; die Naturwissenschaften zu einer Naturwissenschaft einzuschmelzen; die Einheit in der Vielheit zu zeigen; „die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen." Der Kosmos soll also die einzelnen Strahlen der Naturerkenntniss in einem Brennpunkt sammeln."

   B. Cotta. (Briefe über Humboldt's Kosmos. I. pag. V.)
5. (Seite 20.) „Carl Ritter's grosses und geistreiches Werk hat bewiesen, dass die Erdkunde nur dann Gründlichkeit erlangt, wenn die ganze Masse von Thatsachen, die unter verschiedenen Himmelsstrichen gesammelt worden sind, mit Einem Blicke umfasst, dem combinirenden Verstande zu Gebote steht."

   A. Humboldt. (Kosmos. I. pag. 18.)
6. (Seite 20.) I. F. Herbart. (Aphorismen zur Einleitung in die Philosophie. Band I. pag. 560 der Hartenstein'schen Ausgabe.)
7. (Seite 22.) „Poetry is the attempt which man makes to render his existence harmonious." *Carlyle.*
8. (Seite 22.) Goethe. (Prolog zu „Faust.")
9. (Seite 23.) Schiller. (Wallenstein's Tod. I. 4.)

III.

1. (Seite 28.) Grund überhaupt ist Das, mit dessen Setzung ein Anderes nothwendig mit gesetzt ist; Bedingung Dasjenige, ohne welches ein Anderes nicht gesetzt werden kann.

(Nach Prof. Suttner im Theresianum zu Wien.)

2. (Seite 31.) M. W. Drobisch. (Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. 2. Aufl. §. 9.)

Siehe auch Herbart:

„Die Logik beschäftigt sich zwar mit Vorstellungen. Aber nicht mit dem Actus des Vorstellens; also weder mit der Art und Weise, wie wir dazu kommen, noch mit dem Gemüthszustande, in welchen wir dadurch versetzt sind. Sondern bloss mit dem, Was vorgestellt wird.

Dieses Was ist eben darum für die Logik ein Fertiges und Bestimmtes, nicht ein Noch-zu-Erzeugendes oder Aufzunehmendes, noch von dem Wechsel der Gemüthslagen Umhergetriebenes. Es ist schon gefasst, gemerkt, begriffen. Desshalb heisst es Begriff.

Aber auch nicht dieses und jenes, Was begriffen war, kümmert die Logik. Sie setzt voraus, dass man dieses Was schon besitze und kenne. Sie würde also nichts davon zu sagen haben: wenn nicht unser Begriffenes gegenseitige Verhältnisse unter sich bildete;

indem es theils einander ausschliesst, in Gegensätzen steht, theils sich Eins in dem Andern wiederfindet.

Man kann jeden Begriff nur Einmal haben. Denn wenn man ihn schon auf mancherlei Weise, bei mehreren Gelegenheit erhielte, so wäre es doch immer dasselbe, was begriffen würde."

I. F. Herbart. (Hauptpunkte der Logik. 1808. Bd. I. der citirten Hartenstein'schen Ausg., pag. 467.)

3. (Seite 33.) Es lassen sich freilich hiebei Abstractionen bilden, (nur darf man nicht denken, dass jeder Begriff abstract sein muss). Der Hauptbestandtheil des zusammengesetzteu Begriffs Taschenuhr ist Uhr; will man dessen Begriff bestimmen, so abstrahirt man, d. h. man erhebt sish von allen besonderen Arten der Uhr, wie Taschenuhr, Wanduhr, Sanduhr, u. s. w. als mit zufälligen, der Uhr als solcher nicht wesentlichen Verbindungen behaftet, zum Gattungsbegriff Uhr.

Fasst man darin wieder den Hauptbestandtheil, und dieser sei etwa Instrument, und will dessen Begriff bestimmen, so muss man absehen von der grossen Mannigfaltigkeit aller besonderen Arten der Instrumente und das Instrument schlechthin (hier also Gattungsbegriff) zurückbehalten.

Setzt man diese Abstraction fort, so kommt man etwa zu den Begriffen: durch Menschenhand Geschaffenes; dann höher hinauf: überhaupt Geschaffenes; noch höher: Wesen u. s. w.

Dies ist der Weg der Abstraction, der umgekehrte (vom Abstracten zum immer Concreteren) jener der Determination.

Abstraction. ↑ | Determination. ↓

Sein.
Wesen.
Geschaffenes.
durch Menschenhand Geschaffenes.
Werkzeug.
Uhr.
Taschenuhr.
Diese Taschenuhr.

Es lassen sich nun endlich höchste Resultate des Abstractions-Verfahrens aus der Gesammtheit des Seienden bestimmen, und das sind z. B. die Begriffe: Sein, Eines, Grösse u. s. w. Mit diesen höchst abstracten Begriffen hat nach Hegel's Auffassung die Logik sich zu befassen. Desshalb sagt er von ihr:

„Die Logik ist in sofern die schwerste Wissenschaft, als sie es nicht mit Anschauungen, nicht einmal wie die Geometrie mit abstracten sinnlichen Vorstellungen, sondern mit reinen Abstractionen zu thun hat, und eine Kraft und Geübtheit erfordert, sich in den reinen Gedanken zurückzuziehen, ihn festzuhalten und in solchem sich zu bewegen."

G. W. F. Hegel. (Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil: die Wissenschaft der Logik. §. 19.)

4. (Seite 33.) Schliesslich muss auf eine Inconsequenz hinsichtlich der formalen Logik aufmerksam gemacht werden. Bekanntlich gehen in der psychologischen Entwickelung den Begriffen die Urtheile voraus, und zwar die negativen nothwendiger Weise. Um so weniger ist es abzusehen, warum die formale Logik mit einer Lehre von den Begriffen beginnt, an

die dann eine andere Lehre, die von den Urtheilen, und endlich die von den Schlüssen sich anschliesst. Was zur Rechtfertigung dessen in den formalen Logiken gesagt wird', reicht eben hin, die ganze Eintheilung zu verwerfen.

Zum Beleg dessen wollen wir uns gegen Herbart und Drobisch wenden, zweien der anerkannt gediegensten Logiker.

Beim Beginn des zweiten Kapitels seiner Logik*), der Lehre von den Urtheilen, sagt Herbart: „Da die Logik in ihrem ersten Kapitel nicht von den Begriffen als einzeln stehenden, sondern schon von dem Zusammenhang derselben nach Umfang und Inhalt gehandelt hat, so kann sie nicht im zweiten Kapitel noch einmal von diesem Zusammenhange handeln wollen, der jetzt als etwas Fertiges und Bestehendes bekannt ist. Allein es ist ein Unterschied zwischen demjenigen Gefüge, was den Begriffen als solchen zukommt, und zwischen dem Entstehen dieses Gefüges im Denken. Formen dieses Entstehens lassen sich auffinden, wenn man annimmt, ein Paar Begriffe begegnen einander im Denken, und es komme nun darauf an, ob sie eine Verbindung eingehen werden, oder nicht. In diesem Schweben bilden sie zuförderst eine Frage; die Entscheidung derselben wird ein Urtheil ergeben. Das Denken ist hier aber nur das Mittel, gleichsam das Vehikel, um die Begriffe zusammenzufügen, auf sie selbst kommt es an, ob sie zu einander passen werden, oder nicht."

---

*) Im „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie." Band I. der Hartenstein'schen Ausgabe, Seite 91.

Mit anderen Worten: ob sie einstimmig sind oder entgegengesetzt. Das aber ist in der Begriffslehre schon abgehandelt worden. Hier also kann die Begründung der Eintheilung nicht liegen, sondern „es ist ein Unterschied zu machen zwischen dem Gefüge und dem Entstehen des Gefüges.“ Aber eben dieses Entstehen, dieses Schweben gehört ganz und gar nicht in die Logik, sondern lediglich in die Psychologie. „S ist nicht P“ (s<—p) ist und bleibt logisch ein Urtheil, ob man es ausspricht im Augenblick des Entstehens dieses Gefüges oder nachdem es schon entstanden. Man bringt da eine Zeitbestimmung und eine subjective Beziehung, dadurch aber eben jenes Psychologische in die Logik, welches doch Herbart (und mit vollem Rechte) daraus will entfernt wissen.

An derselben Inconsequenz laborirt auch die Unterscheidung in seinen Hauptpunkten der Logik aus dem Jahre 1808:*) „Wenn ein Begriff aus zweien Begriffen noch nicht zusammengefügt ist, die Zusammenfügung aber unternommen wird, so entsteht ein Urtheil.“

Noch weniger stichhältig ist Das, was Drobisch bemerkt**). „So gewiss es ist, dass die Bildung der Begriffe und die Auffassung ihrer Formen ohne die Denkthätigkeit des Urtheilens unmöglich sein würde, den gebildeten Begriffen also immer bildende Urtheile vorausgehen müssen, so folgt doch hieraus keineswegs, dass in der Logik die Lehre von den Urtheilsformen der von den Begriffsformen vorausgehen müsse, vielmehr zeigt es sich bei der Ausführung, dass

*) Band I. der citirten Ausgabe, Seite 470.

**) Logik. 2. Aufl. §. 10.

eine vollständige Darstellung der Urtheilsformen auf ungekünstelte Weise nur möglich ist, wenn die Formen der Begriffe als schon bekannt vorausgesetzt werden können.“ Ist es aber etwa eine ungekünstelte Weise, wenn gewisse Formen erst dargestellt werden, nachdem andere Formen, die doch in Folge der ersteren eintreten, als bekannt vorausgesetzt sind? Natürlich ist dies ein ὕστερον πρότερον, und es ist nur erkünstelt, wenn man es durch eine geschraubte Wendung doch rechtfertigen will. Wie sollte endlich Das, was aus der alleinigen Betrachtung der Natur des Urtheils sich ergiebt, gekünstelt sein? Und wenn auf diesem Wege irgend eine Urtheilsform sich nicht gut darstellen lässt, so gehört sie weder zur Vollständigkeit, noch überhaupt in die Logik. Wenn es bei Drobisch weiter unten heisst: „Fängt man die Logik mit der Betrachtung des Urtheils an, so muss man die Formen der Urtheile und Begriffe zugleich entwickeln, wobei es sich aber nicht vermeiden lässt, dass beide durcheinanderlaufen, und dadurch die systematische Uebersichtlichkeit beeinträchtigt wird,“ so lässt sich dagegen sagen, dass Uebersichtlichkeit etwas viel zu Relatives ist, als dass sie hiebei etwas begründen sollte. Sie bezieht sich eben sowohl auf den Schreibenden, als auf den Leser. Es kann die Logik auch bei der Eintheilung in Begriffs-, Urtheils- und Schlusslehre noch immer sehr unübersichtlich dargestellt werden, während die auf diesem Standpunkte übersichtlichste Darstellung Demjenigen dennoch unübersichtlich sein wird, der an die alleinige Zugrundelegung der Urtheilsformen gewöhnt ist.

Aus dem Obigen erhellt, dass die formale Logik,

wenn sie begriffsstreng und consequent verfahren will, sich vorerst mit den Urtheilsformen zu beschäftigen und nur auf ihre Grundlage hin die Begriffsverhältnisse und die Schlussformen darzustellen hat.

5. (Seite 34.) Vergl. Herbart's Lehrbuch zur Einleitung. (Seite 49 im ersten Bande der citirten Ausgabe).

6. (Seite 34.) Herbart. (Kurze Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten entworfen. Band II. der Hartenstein'schen Ausgabe, Seite 74.)

7. (Seite 35.) Schiller. (Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.) Uebrigens ruht Schiller in dieser Abhandlung durchaus auf den Schultern Kant's. Man findet nämlich den Ursprung seiner Ansichten ganz in Kant's Kritik der ästhetischen Urtheilskraft (Band VII. der Hartenstein'schen Gesammtausgabe (1839), S. 46—62, S. 92 und ff.)

8. (Seite 42.) Lessing (Nathan, I. Aufzug, 2. Auftritt).

9. (Seite 44.) Die metaphysischen Widersprüche sind wohl von Niemand klarer aufgefasst und wiedergegeben worden, als von Herbart. Zum Beleg mögen folgende Stellen aus seinem „Lehrbuch zur Einleitung" dienen.

„Das Was der Dinge wird uns durch die Sinne nicht bekannt. Denn

Erstlich: die sämmtlichen, in der Wahrnehmung gegebenen Eigenschaften der Dinge sind relativ. Die Umstände mischen sich nicht bloss ein in die Wahrnehmung, sondern bestimmen sie dergestalt, dass die Dinge diese Eigenschaften ohne diese zufälligen Umstände gar nicht haben würden. Ein Körper hat Farbe; aber nicht ohne Licht. Was ist nun diese Eigenschaft im Dunkeln? Er klingt; aber nicht ohne

Luft: was ist diese Eigenschaft im luftleeren Raum? Er ist schwer, aber nur auf der Erde; auf der Sonne wäre seine Schwere grösser; im unendlich leeren Raume wäre sie nicht vorhanden. Er ist zerbrechlich, wenn man ihn bricht; hart oder weich, wenn man in ihn eindringen will; schmelzbar, wenn Feuer dazu kommt; — und so giebt keine einzige Eigenschaft Dasjenige an, was er, ganz ruhig gelassen, für sich selbst ist.

Zweitens: Die Mehrheit der Eigenschaften verträgt sich nicht mit der Einheit des Gegenstandes. Wer auf die Frage: was ist dies Ding? antworten will, der antwortet durch die Summe seiner Kennzeichen; nach der Formel: dies Ding ist a und b und c und d und e. Wollte man diese Antwort buchstäblich nehmen, so wäre sie ungereimt; denn die Rede war von Einem. also nicht von Vielem, das bloss in eine Summe sich zusammenfassen, aber zu keiner Einheit sich verschmelzen lässt. Aber man soll die Antwort so verstehen, das Ding sei der Besitzer jener Eigenschaften und an denselben zu erkennen. Eben darum nun, weil man es erkennen muss an Dem, was es ist, sieht man sich gezwungen zu gestehen, dass das Ding selbst, der Besitzer jener Kennzeichen, unbekannt bleibt.

Das Ausgedehnte soll sich dehnen durch viele, verschiedene, aussereinander liegende Theile des Raums; hier erinnert schon der Ausdruck, dass Eins, welches sich dehnt, dasselbe sein soll mit dem Vielen, worin es durch die Dehnung zerreisst. Indem wir Materie denken, beginnen wir eine Theilung, die wir ins Unendliche fortsetzen müssen, weil jeder Theil noch als

ein Ausgedehntes soll gedacht werden. Eine bestimmte Angabe Dessen, was wir eigentlich gedacht haben, ist hier unmöglich; denn unsere Vorstellung der Materie ist jederzeit noch im Werden begriffen, sie wird niemals fertig. Wir begnügen uns also mit der allgemeinen Formel und erklären die Materie für Das, was immer noch weiter getheilt werden könne.

Wir erreichen demnach niemals Das, was unserer Meinung nach an der Materie wahrhaft ist; denn wir kommen nie zu allen Theilen, nie zu den letzten Theilen, weil wir die Unendlichkeit der aufgegebenen Theilung sonst überspringen müssten.

Es reicht nicht hin, dass man sich das Theilen als eine endlose Arbeit vorstelle. Vielmehr, noch ehe man durch den vorliegenden Klumpen den ersten, bestimmten Schnitt herdurchführt, liegt die unendliche Möglichkeit am Tage, dass man diesen nämlichen Schnitt auf unendlich vielfache Weise anders herdurchführen könnte. Hiemit ist wirklich die ganze, unendliche Theilung auf einmal vollzogen; und man hat die letzten Theile erreicht, nämlich in Gedanken, worauf es allein ankam. Aber, indem man sich die Frage vorlegt: was sind nun diese Theile? erfolgt die Antwort: jeder Theil muss gleichartig sein dem als gleichartig gedachten Ganzen. Es ist aber eben in so fern als gleichartig gedacht worden, in wiefern dasselbe Materie ist, um deren Qualität man sich übrigens hier nicht kümmert. Also: jeder Theil ist wiederum Materie. Demnach ist er ausgedehnt; und kann wiederum getheilt werden. Durch diese Betrachtung wird nun die vorige Voraussetzung der schon fertigen Theilung umgestossen; man beginnt

von Neuem zu theilen, und geräth hiemit in einen Cirkel, der keinen Ruhepunkt darbietet.

Wollen wir rückwärts versuchen, von dem Einfachen auszugehen und aus ihm die Materie eben so im Denken zusammenzusetzen, wie sie aus ihm wirklich bestehen mag: so fragt sich, wie viele Einfache wir wohl zusammen nehmen müssten, um von ihnen einen endlichen Raum anzufüllen? Offenbar müsste die vorige Unendlichkeit jetzt rückwärts übersprungen werden; denn wir haben hier nur Zusammensetzung anstatt der vorigen Theilung. Es kann also die Materie gar nicht aus dem Einfachen bestehen, denn es giebt überall keinen Uebergang von dem Einfachen zum Ausgedehnten.

So haben wir nun in der Materie den doppelten, vollständigen Widerspruch: erstlich, einer endlichen Grösse, welche ist eine Menge unendlich vieler Theile; zweitens, eines Etwas, welches wir uns als ein Reales vorstellen, obgleich wir das wahrhaft für sich bestehende Reale (die letzten Theile) nie erreichen, vielmehr immer an der ihm zufälligen, nichtigen Form der Aggregation kleben bleiben, ja sogar aus dem vorausgesetzten Realen zu dem erscheinenden Etwas im Denken niemals zurückkehren können. —

Ein endliches Reales meinten wir zu haben, indem wir Materie sahen und fühlteu; die Unendlichkeit schiebt sich in das Endliche hinein, und doch kann sie den endlichen Umfang nicht vergrössern; die Realität weicht zurück, sie verliert sich im Unendlichkleinen, und wenn sie selbst da noch wäre, wir könnten sie eben so wenig als Grundlage des vor uns stehenden Realen gebrauchen, als wenig wir

geneigt sind, diese Realität fahren zu lassen, und die Materie für blossen Schein zu erklären."

I. F. Herbart. (Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie; Band I. der Hartenstein'schen Ausgabe, pag. 177 und ff.)

10. (Seite 44.) Die alte Eintheilung der Metaphysik in Ontologie, rat. Psychologie, Kosmologie und rat. Theologie, wie sie z. B. Hegel in den §§. 33—36 seiner Encyklopädie erwähnt, habe ich als unbegründet übergangen. Die Kosmologie wird man der Naturwissenschaft anheim stellen müssen, und eine wirklich wissenschaftliche Theologie gehört in das Gebiet der Psychologie.

11. (Seite 45.) Arthur Schopenhauer.

12. (Seite 46.) Es sind dies (in der Streckfuss'schen Uebersetzung die Verse aus Dante's „divina commedia" (Inferno, III., V. 34—42 und 51):

„Questo misero modo
Tengon l'anime triste di coloro
Che visser senza infamia e senza lodo,
Mischiate sono a quel cattivo coro
Degli angeli che non furon ribelli,
Nè fur fedelli a Dio, ma per se foro.

E cacciarli i ciel per non esser men belli
Ne' lo profondo inferno gli riceve,
chè alcuna gloria i rei avrebber d elli.

— — — — — — — — — — — — —

Non ragionam di lor, ma guarda e passa!"

IV.

1. (Seite 51). Ich erinnere hiebei an die Definition des Montesquieu: „Les lois sont les rapports nécessaires

qui dérivent de la nature des choses. Dans ce sens, tous les êtres ont leurs lois“ und deren Kritik: „Lorsque Montesquieu a défini les lois des rapports nécessaires, il y a eu dans cette formule transposition d'idées. La loi, en effet, n'est pas un rapport, mais bien la nécessité d'action ou inaction qui existe dans les rapports des corps ou des êtres entre eux. Ce ne sont pas les rapports qui sont nécessaires (?); mais dès qu'ils se produisent, la nécessité qui forme la loi, y commande.“

Ortolan (Droit pénal, pag. 6).

2. (Seite 53). Rosenkranz (Psychologie, Seite 54).
3. (Seite 54). *Ludwig Feuerbach.* (Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Band III. der Wigand'schen Gesammtausgabe, Seite 69). Lebensbedeutend beherrscht und in seiner ganzen Richtung bestimmt ist Jacob Böhme durch diesen Gedanken.
4. (Seite 54). Das psychologische Systemgerippe der nun folgenden Auseinandersetzung, von unverkennbar Herbart'schem Gepräge, verdanke ich den anregenden Vorträgen des Professors Suttner im Theresianum zu Wien. Zunächst in Folge seiner Anregung wurde ich auch auf Herbart aufmerksam, dessen überaus gediegene und scharfsinnige Untersuchungen ihm — was theoretisches Studium der Philosophie anbelangt — den ersten Platz unter den neueren Philosophen anweisen.

Auf die Gefahr hin, für zu weitläuftig zu erscheinen, darf ich an dieser Stelle eine Bemerkung nicht unterdrücken, die ich wenigstens durch Berufung auf den grossen deutschen Verstandesmann rechtfertigen will: „Man gewinne einen Schriftsteller nur

erst lieb, und die geringste Kleinigkeit, die ihn betrifft, hört auf, uns gleichgültig zu sein."*)

Es ist schmerzlich für Jemand, der Herbart kennen und achten gelernt (und wer ihn kennt, wird ihn auch stets achten), diesen bedeutenden Philosophen so wenig gekannt, so viel misskannt, ja gar durch eine Nebenphrase abgefertigt zu sehen, um so schmerzlicher, wenn dies von Männern geschieht, die für Celebritäten der Wissenschaft gelten.

Ich meine hier Carus. In der Vorrede zu seiner „Psyche" heisst es: „Niemand wird leugnen können, dass die Gespräche eines Plato, welche immer auf dem Unbewussten und Mysteriösen ruhen und immer wieder darauf Bezug nehmen, weit tiefer in die Geheimnisse des eigentlichen Seelenlebens eindringen, als etwa das Compendium der Psychologie eines Herbart." Herr Carus möge entschuldigen: ich erlaube mir, es nicht nur ganz und gar zu leugnen, sondern auch zu behaupten, dass Jeder dies thun wird, der Plato und Herbart kennt und aus ihnen selbst beurtheilt. Wenn man sich aber auf einen vorgefassten Punkt stellt, dann ist es allerdings zu erklären, dass Manches in eine schiefe Perspective kommt. Das ist aber nicht Schuld dieses Manchen, sondern jenes Ausgangspunktes und des Beobachters.

In der Region des unbewussten Seelenlebens soll der Schlüssel zum bewussten Seelenleben gefunden werden, sagt Carus. Immerhin. Muss ich aber, wenn es sich bei mir vorläufig um die im Zimmer ausgestellten Gemälde handelt, um jeden Preis nach Schlüssel

---

*) Lessing in seiner Schrift: „Sophokles".

und Schloss oder nach einem Schlosser fragen, wenn die Thüre verrammelt ist? Ich werde dem Künstler dankbar sein, der mich beim Fenster hineinsteigen lässt und mir dann die Dinge erklärt. Das Schloss ist in unserem Falle noch nicht einmal ermittelt, und auch dann werden noch viele Schlosser arbeiten müssen, bis sie den Schlüssel herausbekommen. Allerdings wird man alsdann einen bequemeren Eingang haben, man wird bei offenen Thüren eintreten können. Aber inzwischen darf sich der Schlosser nicht ärgern, wenn mir jener Künstler auf einem anderen Wege die Gemälde zur Anschauung gebracht. — Doppelt ungerecht ist dies aber gegen einen Mann, wie Herbart, der so streng darauf hält, was Napoléon die „genres tranchés“ nannte. Die Region jenes unbewussten Seelenlebens wird der Physiologie vorbehalten bleiben.

Derartige grund- und beweislose Nebenhiebe sind ganz entschieden die unerquicklichste Seite der deutschen Gelehrtenwelt*). Alle Achtung vor deutscher Gründlichkeit im Speciellen, aber zur echten Wissen-

*) Als Romäne hätte ich mich in dieser Beziehung noch besonders zu beklagen. Trotz der verlockenden Gelegenheit ist hier je doch nicht der Ort, auf dergleichen einzugehen. Aber eine andere Veranlassung wird sich bald finden lassen, nachzuweisen, auf welch' handgreiflicher Unkenntniss der respectiven Verhältnisse fast alle fremden Werke beruhen, die irgend wie auf die romänischen Donauländer zu sprechen kommen; sei's in der Geschichte von Engel ab durch Rottek und Steger bis zu den letzten broschirten Artikeln des Professors Raumer, sei's in der Philologie von den kopflosen Ableitungen Schuller's bis zu den im Meere der Unkenntniss unstät schwimmenden Ansichten in Diez' Lexikon und Grammatik. Es scheint in der That eine Art von Leuten zu geben, welche die Ansicht haben, das Mühlwerk müsste jedenfalls wenigstens klappern,

schaft scheint mir allseitige Gewissenhaftigkeit zu gehören.

Dies bahnt den Uebergang zu den merkwürdigen drei Blättern, in welche Schwegler im §. 42 seiner Geschichte der Philosophie die Anführung der Herbart'schen Philosophie presst. Dieser Paragraph ist, neben §. 1, der schwächste und flüchtigste des Buches. Von einer Erklärung ist darin keine Spur. Plötzlich kommt der Satz vor. „Das Problem der Veränderung kann bloss aufgelöst werden durch die Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen.“ Nach einer noch so geringen Andeutung, was denn Herbart unter Störungen und Selbsterhaltungen versteht, sieht man sich bei Schwegler vergebens um. Bei fernerer Erwägung seiner zwei Sätze: „Ein philosophisches System ist weiter Nichts, als ein Versuch, durch welchen irgend ein Denker gewisse sich vorgelegte Fragen aufzulösen strebt“ und „der intellectuelle Raum ist ein Hülfsbegriff, welcher entspringt, indem von dem nämlichen Wesen sowohl das Zusammen als das Nichtzusammen soll gedacht werden. Mittelst dieses Hülfsbegriffes werden dann namentlich die Widersprüche aus dem Begriffe der Bewegung hinausgeschafft,“ besonders der

---

wenn auch kein Korn zwischen den Mühlsteinen sich befindet; und romänisches Korn befindet sich gewiss nicht darauf.

Die relativ geringe Bedeutung jener Länder für den Deutschen entschuldigt durchaus nicht. Die Wahrheit ist nur Eine, und nach Ellen sie zu messen, ist unwürdig.

„Wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, dass er die Wahrheit bloss der Wahrheit wegen liebt.“ — (Lessing. „Wie die Alten den Tod gebildet.“ 1719).

unwissenschaftlichen und ganz nebligen Wörter „weiter Nichts," „gewisse sich vorgelegte," „dann namentlich," dürfte es klar werden, dass Schwegler Herbart's System in seiner Totalität nicht durchdacht und das Einzelne nur oberflächlich aufgefasst. — Trotzdem schreibt er noch folgenden Satz: „Hegel und Herbart verhalten sich zueinander, wie Heraklit und Parmenides," ein Vergleich der wenigstens auf Einem Fusse so hinkt, dass er umfällt. — Zu guter Letzt kommt der Machtspruch: „Im Ganzen kann man die Herbart'sche Philosophie bezeichnen als eine Fortbildung der Leibnitz'schen Monadologie, voll ausdauernden Scharfsinnes, aber ohne innere Fruchtbarkeit und Entwickelungsfähigkeit."

Möchte Schwegler nur länger gelebt haben, um sich von der ganz bedeutenden Entwickelungsfähigkeit und praktischen Anwendung zu überzeugen, der sich Herbart's Philosophie wird zu erfreuen haben.

Ich führte besonders diese zwei Werke von Carus und von Schwegler an, weil beide, namentlich aber die „Psyche," von Leuten gelesen werden, denen Herbart's Schätze mit undurchdringlichen Pforten verschlossen bleiben, und es desshalb um so unwürdiger erscheint, an solcher Stelle einen Herbart in solcher Art abzufertigen.

5. (Seite 57). C. G. Carus. (Physis. Seite 3).

6. (Seite 58). Wie diese Idee des Gegensatzes auf Mythologie und überhaupt auf Dichtung von Einfluss war, hat Herder in seiner „Nachlese zur schönen Litteratur und Kunst" mit der nur ihm eigenen Pracht und Fülle didaktischer Darstellung entwickelt. —

Freilich wird Herder gegenwärtig kaum mehr gelesen. Während einer Unterhaltung, die ich im vorigen Jahre mit einem namhaften berliner „Litteraten“ hatte, wurde unter Anderen unglücklicher Weise auch Herder Gegenstand des Gesprächs. Auf meine warme Vertheidigung von Herder's ästhetischen Leistungen erwiderte der Litterat mit epigrammatischer Würde: „Herder ist für uns ein überwundener Standpunkt.“

Es liegt etwas durchaus Falsches in der Art, wie man heutzutage das Wort „überwundener Standpunkt“ braucht. Dass man in der Wissenschaft fortschreiten, dass man Unrichtiges berichtigen soll — wer wird dies leugnen? Aber es ist ein Zeichen von drückender Beschränktheit, desshalb zu vergessen, dass im geistigen Gebiet jeder Ueberwindende gerade am Ueberwundenen sich gross gezogen und ihm die edelsten Kräfte und Säfte verdankt. Wer immer unten im Thale am klaren Bergwasser sich erquickt, werfe auch einen dankbaren Blick auf den hohen Quell, von dem es ausgeflossen. Um so dringender ist dies aber hinsichtlich Herder's angezeigt, als gerade seine „Nachlese zur schönen Litteratur und Kunst“ zu dem Vortrefflichsten gehört, was irgend eine Litteratur in dieser Beziehung aufzuweisen hat.

7. (Seite 63). Schiller in seiner Abhandlung über das Pathetische.

8. (Seite 65).

Si vous n'êtes Romain, soyez digne de l'être,
Et si vous m'égalez, faites-le mieux paraître.
La parfaite vertu dont je fais vanité,
N'admet point de faiblesse avec sa fermeté.
Contre qui que ce soit que mon pays m'emploie,
J'accepte aveuglément cette gloire avec joie;

Celle de recevoir de tels commandements
Doit étouffer en nous tous autres sentiments.
Et pour trancher enfin ces discours superflus,
Albe vous a nommé, je ne vous connais plus.

P. Corneille. (Horace, Acte II., Scène 3).

9. (Seite 65). Freilich macht Voltaire die Anmerkung, bei dieser Stelle seien die Zuhörer ganz begeistert worden, man habe nie etwas so Erhabenes gehört, u. s. w. Indessen ist es hier nicht das erste Mal, dass man sich versucht fühlt, über des Herrn Voltaire absonderlichen Geschmack die Hände über den Kopf zu schlagen.

Interessant ist es dagegen, Herbart's Urtheil*) über das Stück zu vernehmen. „Der Stoff ist günstig; er bietet eine Menge ästhetischer Verhältnisse dar; und, was das Beste ist, diese Verhältnisse stehen in sehr inniger Verbindung, sie machen fast von selbst ein Ganzes. Auf zwei Familien fällt die Last des Kampfes zweier Völker; während die Frauen davon tief leiden (wiewohl nicht ohne Standhaftigkeit), erhebt sich der Muth der Männer; aber unter diesen hebt der Dichter den Römersinn des Horatiers, dem der Sieg beschieden, bis zu einer Härte und Uebertreibung, die den Schwestermord vorbereitet und dadurch dem Stücke wahrhaft Einheit giebt. Dieses vortreffliche Kunstwerk wird unter uns minder geschätzt, als es zu verdienen scheint. Warum? — Vielleicht würde man nicht ganz irren, wenn man antwortete: darum, weil es zu streng, zu abgeschlossen, — weil es in seiner Art gar zu vollkommen ist.“

*) Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. Band I. der Hartenstein'schen Ausgabe, Seite 161—62.

Der Grund dürfte wohl ein anderer sein; nicht weil „Horace“ in seiner Art vollkommen ist, missfällt er, sondern er missfällt, weil er vollkommen in einer Art ist, die selbst unvollkommen genannt werden muss, weil ihr das Pathetische fehlt. „Si vis me flere, dolendum est primum ipse tibi,“*) wie Horaz den Pisonen schreibt.

Indessen wird jeder Kenner Herbart's Urtheil gern unterschreiben, dass „Horace“ in seiner Art ein vortreffliches Kunstwerk ist. Solcher vortrefflichen Kunstwerke haben die Franzosen recht viele aufzuweisen. Um so mehr ist es zu bedauern, dass im Allgemeinen die Deutschen, die doch über französischen Leichtsinn und französische Oberflächlichkeit im Urtheil sich so gut zu unterhalten wissen, in ebenso leichtsinniger, aber desto weniger verzeihlicher Weise eine erstaunliche Unkenntniss der französischen Litteratur an den Tag legen.

10. (Seite 66). „Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie,“ schrieb Beethoven im Jahre 1810 an Bettina Brentano.

V.

1. (Seite 82). Klopstock (Messias, II. Gesang).
2. (Seite 83). Goethe (Wahlverwandtschaften. Aus Ottiliens Tagebuch).

---

*) „Willst du, dass dein Unglück mich zu Thränen rühren soll, so musst du selber weinen.“ (Wieland'sche Uebersetzung.)

3. (Seite 100). Das Bild ist der vierten Stifter'schen Studie („der Hochwald“) entlehnt.
4. (Seite 101). Gutzkow (Uriel Acosta II, 5).

VI.

1. (Seite 108). „Homo minime potest dici liber, propterea quod potest non existere vel quod potest non uti ratione; sed tantum quatenus potestatem habet existendi et operandi secundum humanae naturae leges. Quo igitur hominem magis liberum esse consideramus, eo minus dicere possumus, quod possit ratione non uti et mala prae bonis eligere.“

   Spinoza (Tractatus polit. Cap. II, 7).
2. (Seite 109). Schiller (Die Worte des Glaubens. 3. Strophe).
3. (Seite 121).

   „Was ich höchstens Dir gestehen könnte,
   Wär', dass es mich — mich selbst befremdet, wie
   Auf einen solchen Sturm in meinem Herzen
   So eine Stille plötzlich folgen können.“

   Lessing („Nathan der Weise.“ Recha im 4. Auftritt des 3. Aufzugs).
4. (Seite 123). Gutzkow (Uriel Acosta II, 7).
5. (Seite 125). Gutzkow (Uriel Acosta III, 4).
6. (Seite 128). Goethe (Torquato Tasso I. 2).
7. (Seite 128).

   „Si fractus illabitur orbis
   Impavidum ferient ruinae.“

   Horatius (Od. III, 3).

VIII.

1. (Seite 138). Hegel (In der Vorrede zur Rechtsphilosophie).
2. (Seite 139). Es ist ein Meisterzug, dass Victor Hugo seine „Notre-Dame de Paris" mit der Erzählung beginnt, wie er auf dem alten Gemäuer jener Kirche gerade das inhaltvollste aller Wörter, die *Ἀνάγκη* (Nothwendigkeit), eingegraben gefunden.
3. (Seite 141). Goethe (Faust).
4. (Seite 141). Gutzkow (Uriel Acosta. V, letzte Scene)
5. (Seite 143). Klopstock („Der Lehrling der Griechen").
6. (Seite 147). Lessing („Duplik". 1778).

   Viel Vortreffliches enthält über diesen Punkt Diesterweg's „Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer," dessen „allgemeiner Theil" jedem gebildeten Menschen nicht genug empfohlen werden kann. Daraus namentlich: „Die Ueberzeugung von Dem, was das Rechte und Gute sei, darf sich ändern und ändert sich in der Regel in jedem fortschreitenden Menschen; nur die Gesinnung, das jedesmal für wahr und gut Erkannte zu wollen, soll sich nicht ändern.".
7. (Seite 148). Bernhard Cotta (Briefe über Humboldt's Kosmos; I. pag. 13).

IX.

1. (Seite 152). Ad. Diesterweg („Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer." Erster Theil. I.).
2. (Seite 153). Es ist merkwürdig, dass ein sonst so scharfer Kritiker, wie Voltaire, auch Gewicht legt

auf den historischen Beweis. Vergl. sein Dict. philos. in den entsprechenden Artikeln. Aber bei näherer Vertrautheit mit der Philosophie oder vielmehr Unphilosophie dieses Schriftstellers wird es sofort klar, dass sein ganzer Theismus das gehaltloseste Ding ist, das man sich vorstellen kann. „Vous avouez que la croyance d'un Dieu a retenu quelques hommes sur le bord du crime: cet aveu me suffit. Quand cette opinion n'aurait prévenu que dix assassinats, dix calomnies, dix jugements iniques sur la terre, je tiens que la terre entière doit l'embrasser" (Dict. phil. Art. „Dieu") — ein solcher Satz ist allein im Stande, gegen Voltaire's Theismus misstrauisch zu machen. Man bemerke doch nur, dass man darin anstatt der „croyance d'un Dieu" ebensogut einen Prügelstock substituiren kann: der Satz behält auch dann unverändert dieselbe Geltung!

3. (Seite 158). Das treffende Wort steht in Heine's Reisebildern (Nordsee).
4. (Seite 159). Goethe in „Faust."
5. (Seite 162). „Qui Deum amat, amat omnes."
Leibnitz (Definitiones ethicae).
6. (Seite 165). Hinlänglich ist dies begriffen worden von Fénelon, obgleich er die Unendlichkeit als eine wirkliche Idee auffasst und daraus jene falschen Consequenzen zieht, die wir bereits abgewiesen haben. — Bemerkenswerth ist die Stelle:

„C'est même dans l'infini que mon esprit connaît le fini. Qui dit un homme malade, dit un homme qui n'a pas la santé; qui dit un homme faible, dit un homme qui manque de force. On ne conçoit la maladie qui n'est qu'une privation de la santé, qu'en

se représentant la santé même comme un bien réel dont cet homme est privé: on ne conçoit la faiblesse qu'en se représentant la force comme un avantage réel que cet homme n'a pas: on ne conçoit les ténèbres, qui ne sont rien de positif, qu'en niant et par conséquent en concevant la lumière du jour, qui est très-réelle et très-positive. Tout de même on ne conçoit le fini qu'en lui attribuant une borne, qui est une pure négation d'une plus grande étendue. Ce n'est donc que la privation de l'infini, et on ne pourrait jamais se représenter la privation de l'infini, si on ne concevait l'infini même; comme on ne pourrait concevoir la maladie, si on ne concevait la santé, dont elle n'est que la privation. D'où vient cette idée de l'iufini en nous?"

Fénelon (De l'existence et des attributs de Dieu. Prem. part. Chap. II.).

„C'est même dans l'infini que mon esprit connaît le fini," so weit ist es richtig. Was aber nun folgt, beruht auf einer thatsächlichen Unkenntniss des Unterschiedes zwischen der sogenannten reinen und der gemischten Negation. — Ich kann einen Begriff auf zweierlei Art negiren: entweder direct und schlechthin, oder indirect, indem ich an seiner Statt einen anderen hinstelle. Den Begriff Stein negire ich direct, wenn ich Nicht-Stein sage; setze ich dagegen den Begriff Pflanze, so ist freilich der Begriff Stein für diesen Fall auch negirt, aber erst indirect, erst dadurch, dass ein Anderes, die Pflanze, hingestellt wurde. Die erste Negation heisst nun die reine, die zweite heisst die gemischte. Gewöhnlich gebraucht man im Deutschen für die reine Negation das Wort

„nicht," für die gemischte „un". Der positive Begriff sei z. B. bescheiden, dann ist nicht bescheiden dessen reine Negation, die schlechthin den Begriff aufhebt, ohne etwas Anderes zu behaupten; unbescheiden dagegen ist dessen gemischte Negation, die einen anderen Begriff anstatt des negirten hinstellt; unbescheiden sein heisst nicht nur nicht bescheiden sein, sondern es heisst zunächst in einem wirklichen positiven Zustande sich befinden, welcher der Bescheidenheit zuwiderläuft. Demnach enthält sowohl die Position als auch die gemischte Negation ein Positives, nur in beiden Fällen ein anderes, sich gegenseitig negirendes; die reine Negation dagegen enthält nichts Positives, sie verneint einfach und direct eine Position. In unserem Beispiel sind sowohl „bescheiden" als „unbescheiden" bestimmte menschliche Eigenschaften, „nicht bescheiden" dagegen ist gar keine Eigenschaft, sondern nur die reine Negation einer solchen. Ich darf desshalb logisch sagen: ein Baum ist nicht bescheiden, weil die Bescheidenheit eine menschliche Eigenschaft ist, die dem Baum nicht zukommen kann; aber ich darf nicht sagen: ein Baum ist unbescheiden, weil die Unbescheidenheit auch eine menschliche Eigenschaft ist, die dem Baum ebensowenig zukommen kann, obgleich sie in ihrer Folge die Bescheidenheit negirt.

Es ist desshalb falsch, wenn Fénelon behauptet: „Qui dit un homme malade, dit un homme qui n'a pas la santé, car la maladie n'est qu'une privation de la santé." Wer „un homme malade" sagt, sagt nicht „un homme qui n'a pas la santé," sondern er sagt viel mehr; denn die Krankheit ist nicht etwa die

16

einfache Negation der Gesundheit, sondern die gemischte. Wie sollte denn auch „krank" dasselbe sein, wie „nicht gesund"? Gesund ist ein Zustand für sich, krank ist auch ein Zustand für sich, nicht gesund ist gar kein Zustand. Ich darf desshalb logisch sagen: der Stein ist nicht gesund; dadurch spreche ich ihm nämlich den entsprechenden organischen Zustand ab; aber ich darf nicht sagen: der Stein ist krank, denn das hiesse, ihm einen ganz bestimmten, freilich, einen anderen, organischen Zustand zusprechen, nämlich die Krankheit.

Ebenso falsch ist desshalb Fénelon's weiterer Satz: „on ne pourrait concevoir la maladie, si on ne concevait la santé, dont elle n'est que la privation." Man kann die Krankheit gar wohl sich vorstellen, ohne die Gesundheit vorstellen zu müssen. Ich kann ganz gut den Zustand einer kranken Lunge kennen, ohne die gesunde Lunge zu kennen. Ich kann die Pathologie sehr wohl ohne die Physiologie studiren; ob das ein ebenso erspriessliches und ebenso klares Studium ist, ob dadurch ein Nachtheil oder ein Vortheil der Behandlung sich ergiebt, ist eine andere Frage, die nicht hieher gehört. Thatsache ist, dass beide, die Krankheit sowohl als die Gesundheit, positive Zustände sind, wovon nur einer in Bezug auf den anderen sich negativ verhält, in sich aber seinen unabhängigen Selbstbestand hat, so dass man also jeden für sich allein erkennen kann. Hiemit fallen nun alle Schlüsse weg, die Fénelon daraus auf das Verhältniss des Endlichen zum Unendlichen zog. In der That: wäre das Endliche nichts Anderes als die reine Negation einer absoluten Ausdehnung, nichts

Anderes also, als die reine Negation des Unendlichen, dann freilich wäre die Vorstellung des Endlichen abhängig von der Vorstellung des Unendlichen, sie könnte nicht bestehen ohne diese, und aus ihrem thatsächlichen Vorhandensein würde man auf das Vorhandensein der Vorstellung des Unendlichen eben so gut schliessen dürfen, als angenommen werden muss, dass Jemand, der unter „nicht gesund“ sich etwas denkt, auch weiss, was gesund ist. Das ist aber eben nicht der Fall; das Endliche ist eine ganz bestimmte Position, es hat in sich seinen unabhängigen Bestand, und weil das Endliche alles Positive, das gesammte Etwas, in sich fasst, ist gerade umgekehrt das Unendliche dem Sinne nach gebunden an das Endliche, da es dessen reine Negation ist, das hohle Nichts, das für uns nur einen Bestand hat im Gegensatz zum vollen Etwas. Es ist desshalb das Unendliche keine Idee, sondern die reine Negation einer Idee; aber nur gemischte, nicht reine Negationen sind Ideen. Der Versuch, die Endlichkeit, die wahrhafte Nichtigkeit des Endlichen zu verstehen, führt freilich zum Unendlichen (daher sind wir überhaupt auf dieses Wort gekommen), denn die Endlichkeit des Etwas ist das Nichts. Aber desshalb eben haben wir auch keine Idee von der Endlichkeit; diese ist die reine Verneinung aller Idee. Wir begreifen stets ein Endliches, nie die Endlichkeit.

7. (Seite 166). Ludwig Feuerbach (Gedanken über Tod und Unsterblichkeit; der metaphysische Grund des Todes).

X.

1. (Seite 177). Herder (Zerstreute Blätter. Ueber die Unsterblichkeit des Nachruhms).
2. (Seite 182). „La maladie est l'état naturel des chrétiens, parce qu'on est par là comme on devrait toujours être, dans la souffrance des maux, dans la privation de tous les biens et de tous les plaisirs des sens, exempt de toutes les passions, qui travaillent pendant tout le cours de la vie, sans ambition, sans avarice, dans l'attente continuelle de la mort. N'est-ce pas ainsi que les chrétiens devraient passer la vie! Et n'est-ce pas un grand bonheur, quand on se trouve par nécessité dans l'état où l'on est obligé d'être, et qu'on n'a autre chose à faire qu'à se soumettre humblement et paisiblement? C'est pourquoi je ne demande autre chose que de prier Dieu qu'il me fasse cette grâce."

   Blaise Pascal (In der Biographie von Me. Périer).
3. (Seite 184). Ludwig Feuerbach (Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie).
4. (Seite 185). Charakteristisch für solches Gerede gegen die Immoralität des Todes-Glaubens ist namentlich folgende Stelle aus Mendelssohn's vielfach gelesenem „Phädon."

   „Ist unsere Seele sterblich; so ist die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen; so fehlt der Tugend aller Glanz, der sie unseren Augen göttlich macht; so ist das Schöne und Erhabene, das Sittliche sowohl als das Physische, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheit (denn

nichts Vergängliches kann den schwächsten Strahl göttlicher Vollkommenheit fassen); so sind wir, wie das Vieh, hierher gesetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben; so wird es in wenig Tagen gleichviel sein, ob ich eine Zierde oder eine Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemüht, die Anzahl der Glückseligen oder der Elenden zu vermehren; so hat der verworfenste Sterbliche sogar die Macht, sich der göttlichen Herrschaft zu entziehen und ein Dolch kann das Band auflösen, welches den Menschen mit Gott verbindet. Ist unser Geist vergänglich, so haben die weisesten Gesetzgeber und Stifter der menschlichen Gesellschaften uns, oder sich selbst, betrogen; so hat das gesammte Menschengeschlecht sich gleichsam verabredet, eine Unwahrheit zu hegen und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben) so ist ein Staat freier, denkender Wesen nichts mehr, als eine Heerde vernunftlosen Viehes und der Mensch — ich entsetze mich, ihn in dieser Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses Wundergeschöpf das elendeste Thier auf Erden, das zu seinem Unglück über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten und verzweifeln muss. Nicht der allgütige Gott, der sich an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe ergötzt; ein schadenfrohes Wesen müsste ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiss nicht, welche beklemmende Angst sich meiner Seele bemeistert, wenn ich mich an die Stelle der Elenden setze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muss alle ihre Freuden vergällen Wenn sie der Freundschaft geniessen,

wenn sie die Wahrheit erkennen, wenn sie die Tugend ausüben, wenn sie den Schöpfer verehren, wenn sie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen; so steigt der schreckliche Gedanke der Zernichtung, wie ein Gespenst, in ihrer Seele empor und verwandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung."

M. Mendelssohn („Phädon" 2. Gespräch).

Jede dieser angeführten Behauptungen ist falsch, ist eines Denkers unwürdig. Wie soll man zu einem Manne bei der Vertheidigung seines eigenen Standpunktes Vertrauen fassen, wenn er die gegnerische Stellung so schlecht kennt und beurtheilt?

5. (Seite 186). Ludwig Feuerbach (Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Die ethische Bedeutung des Todes).
6. (Seite 193). Ludwig Feuerbach (Reimverse auf den Tod).

XI.

1. (Seite 199). Der beste Gewährsmann für diese Auffassung ist Herder, welcher auf die Frage: „was ist Religion?", antwortet: „Religion ist, was das Gewissen bindet. Gewissen ist unsere innerste Ueberzeugung."
2. (Seite 201). In vorzüglicher Weise ist diese Gefahr in einem der neucsten Bücher über Erziehung hervorgehoben worden.

   „La société moderne," heisst es darin, nnd diese Stelle scheint mir die einzige besonders erwähnens-

werthe des ganzen Buches, „est lancée dans des voies nouvelles; en appliquant la science à l'industrie, elle réalise l'impossible; en mobilisant la richesse par le crédit, elle la centuple. Etonnée et fière de tout ce qu'elle a conquis de pouvoir et de jouissance matérielle, elle se complaît dans le spectacle de ses progrès qui lui paraissent sans limite. Mais une tache hideuse grandit chaque jour sur le fond de ce brillant tableau."

„L'homme n'apporte point à son propre perfectionnement cette ardeur, cette activité incessante, avec lesquelles il perfectionne les instruments de son pouvoir sur la nature."

„Sous le rapport physique, il néglige ses propres forces pour l'usage des forces étrangères qu'il s'est assujetti; il perd sa santé, soit par les excès, soit par les privations."

„Sous le rapport intellectuel, ses préjugés, ses superstitions, sa sottise, sa crédulité pour ce qui est petit, et son incrédulité pour ce qui est grand, font le plus étonnant contraste avec le progrès dont notre siècle s'enorgueillit. Il n'est pas de système absurde, qui n'ait ses prosélytes, pas de charlatanisme grossier, qui ne fasse de nombreuses dupes; et l'on est affligé de voir, au milieu des merveilles de l'esprit humain, tant d'intelligences mortes pour tout ce qui ne conduit pas à la fortune. —"

„En vain des mains généreuses s'ouvrent pour distribuer d'abondants secours; en vain de bienfaisantes institutions se multiplient sous toutes les formes; trop souvent l'assistance favorise le vice et paralyse l'activité; trop souvent la souffrance qu'on

soulage, est remplacée par cent autres souffrances; trop souvent, enfin, nos efforts contre le paupérisme ne font que l'augmenter."

„C'est qu'on ne peut aider efficacement que celui qui s'aide lui-même; c'est que le bienfait, pour être salutaire, exige des vertus de celui qui donne et des vertus de celui qui reçoit."

Roger de Guimps (La philosophie et la pratique de l'éducation. Paris, 1860).

3. (Seite 208). Rob. Mohl (Encyklopädie der Staatswissenschaften, §. 3).

Druckfehler.

S. 51 in der lezten Zeile v. unt. l. wieder erstehen, statt: widerstehen.
- 60 - - sechsten - - - l. vorgefasste, statt: vorgesetzte.
- 109 - - neunten - - - l. Wissen, statt: Wesen.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

16